

November 11/2013

Aus dem Inhalt

Stefan Dybowski Mit Flöten und Saitenspiel (Ps 150)	321
Lothar Roos Neuevangelisierung und Erstevangelisierung	323
Wolfgang Klein Seelsorge am Klinikum der Universität in Köln	330
Thomas Otten Seelsorge: Gemeinsam Hoffnung Suchen	334
Herbert Käfer Es gibt Grenzen	337
Axel Hammes Teufelswerk am Ende	340
Thomas Arnold Zwischen Identitätssuche und Ostalgie	347
Literaturdienst: Hieronymus Horn: Anfänge, die Geschichte schrieben	351

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Stefan Dybowski, Erzb. Ordinariat Berlin, Niederwallstraße 8 – 9, 10117 Berlin | Prof. em. Dr. Lothar Roos, Collegium Albertinum, Adenauer Allee 19, 53111 Bonn | Pfr. Dr. Wolfgang Klein, Grüngürtelstr. 10, 50996 Köln | PR Thomas Otten, Kath. Klinikseelsorge, Universitätskliniken Bonn, Siegmund-Freud-Str. 25, 53105 Bonn | Pfr. Dr. Herbert Käfer, Marienplatz 7, 53937 Schleiden-Gemünd | Pfr. Dr. Axel Hammes, Tempelstraße 2a, 50679 Köln-Deutz | Thomas Arnold, Intern. Kath. Missionswerk missio e. V., Goethestr. 43, 52064 Aachen

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Prälat Dr. Stefan Dybowski, Erzb. Ordinariat Berlin, Niederwallstraße 8 – 9, 10117 Berlin | Dr. Dagmar Stoltmann-Lukas, Bischöfliches Generalvikariat, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319, 52076 Aachen | Dipl.-Theol. Herbert Greif, Burgauer Allee 21a, 52349 Düren | Dipl.-Theol. Maria Hungerkamp, Stadtoase Krefeld, Schroersstraße 9, 47803 Krefeld | Dr. Gregor Frhr. von Fürstenberg, missio – Int. Kath. Missionswerk e.V., Goethestraße 43, 52064 AachenHildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Stefan Dybowski

Mit Flöten und Saitenspiel (Ps 150)

Kirchenmusik

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz im Acker, oder wie mit einem Kaufmann, der kostbare Perlen verkauft (Mt 13,44-45). – Mit diesen und ähnlichen Gleichnissen beschreibt Jesus etwas vom Reich Gottes. Wenn Seelsorge bedeutet, den Menschen etwas von Gott zu erzählen oder vom Himmel, dann stellt sich die Frage: Wie oder was kann ich denn vom Himmel erzählen.

Erinnern Sie sich noch an den „Münchner im Himmel?“ Der hat erzählt, dass dort den ganzen Tag frohlockt und Hosianna gesungen wird. Auch wenn ich seine Schilderung vom Himmel ziemlich langweilig finde, bin ich der festen Überzeugung: Im Himmel wird Musik gemacht – wie auch immer, sicher aber nicht langweilig.

Dier Bereich der Kirchenmusik blickt auf eine alte Tradition zurück, in der die Musik einen festen Platz im Gottesdienst hat. Der Bogen spannt sich von den Psalmen des Alten Testaments, in denen das Gotteslob mit Trompeten, Harfen und Zimbeln erklingt, bis zu den neuen geistlichen Liedern unserer Tage.

Die Kirchenmusik bringt viel Farbe und Leben in den Bereich Seelsorge. Das gilt für die großen Ereignisse wie z.B. den Besuch des Papstes in Berlin, an dem die Musik entscheidend beteiligt war. Aber auch eine ganz gewöhnliche Mitarbeitermesse bekommt eine wunderbare Atmosphäre, wenn sie mit Orgel und Saxophon begleitet wird.

Sind Kirchenmusiker Seelsorger? Allein im Blick auf die Chorarbeit in den Gemeinden würde ich diese Frage sofort bejahen. Durch die musikalische Gestaltung von Gottesdiensten führen sie viele Menschen, gerade auch Kinder und Jugendliche, an die Liturgie heran, so dass diese häufig die Texte der Heiligen Schrift hören und erklärt bekommen. Und nicht wenige gewinnen gerade durch die Musik Freude am Gottesdienst und am Glauben.

Aber ich möchte die Frage noch etwas weiter fassen. Was macht die Musik so himmlisch? Ungern würde ich mich hierbei allein auf das Gefühl beschränken. Ein himmlisches Gefühl erleben andere beim Eisessen oder beim Fahren schneller Autos.

Es gibt ein Märchen¹, dass von einem Volk berichtet, das weit im Norden lebt und früher einmal die Sprache der Wale verstehen konnte. Leider ist dies mit der Zeit verloren gegangen. Eines Abends – am Ende eines warmen Sommertages – saßen die Bewohner eines Dorfes am Feuer, als eine wunderschöne Melodie zu ihnen hinübertönte. Die Alten hoben die Köpfe: Der Wal singt. Und dann berichteten sie, wie sie früher den Gesang des Wales verstehen konnten. Zwei der Männer wollten den Erzählungen der Alten nachgehen. Wie war das mit diesem Gesang? Am anderen Morgen machten sie sich mit ihrem Boot auf den Weg, um den Wal zu suchen. Als sie weit draußen auf dem Meer waren, spielte der eine auf seiner Flöte eine kleine Melodie. Und als er eine Atempause machte, kam aus der Tiefe des Meeres eine Antwort, erst leise, dann immer kräftiger, und der Wal war da.

Mit einer Liebe zum Detail beschreibt der Erzähler diese Begegnung zwischen dem Wal und den beiden Männern. Ganz ruhig näherte sich der riesige Wal dem kleinen Boot, das neben ihm fast zerbrechlich wirkte. Das Auge des Wales war auf ihrer Höhe, und für die beiden existierte nichts anderes mehr als nur sein Gesang.

In dieser detaillierten Schilderung kann ich gut die Sprache Gottes entdecken. Da ist durchaus von dem Größenunterschied die Rede. Aber dieser Unterschied wirkt nicht bedrohlich. Der zerbrechliche Mensch braucht in Gottes Nähe keine Angst zu haben. Auch der Grund dafür wird genannt: weil sich Gott auf Augenhöhe zu den Menschen begibt. Er entäußerte sich und wurde den Menschen gleich, so schreibt der Apostel Paulus in seinem Philipperbrief (Phil 2,5-11). Und schließlich die Erfahrung, die die beiden Männer beim Gesang des Wales gemacht haben: Da wird alles andere nebensächlich, unwichtig. Das sind Erfahrungen der Liebe, des Glücks. Wenn ich mich von einem Menschen geliebt weiß, dann bin ich für ihn einzigartig, und alles drum herum wird nebensächlich. Wie oft berichtet die Hl. Schrift von solchen Erfahrungen, die Menschen bei der Begegnung mit Jesus gemacht haben: die blutflüssige Frau, der kleine Zöllner Zachäus, und viele andere.

Ob im Himmel wirklich Musik gemacht wird? – Wie es im Himmel wirklich aussieht (um in menschlichen Vorstellungen zu sprechen), das werden wir wohl erst erfahren, wenn wir dort sind. Aber von einem Gott, vor dem man keine Angst haben muss, der sich selbst erniedrigt hat, um mir auf Augenhöhe zu begegnen, und für den ich einzigartig bin, von diesem Gott möchte ich als Seelsorger den Menschen gern schon heute erzählen. Vielleicht fehlen mir dazu manchmal die Worte. Aber es gibt ja noch andere Sprachen, die die Menschen gut verstehen – z. B. die Musik.

Anmerkung:

¹ Roland Kübler, Der Gesang des Wales, in: Wieviele Farben hat die Sehnsucht, hrsg. von Heinz Körner und Roland Kübler, S. 15.

Liebe Leserinnen und Leser,

die Heilige Schrift ist kein Hand- oder Rezeptbuch für die Pastoral von heute, aber sie bleibt für alles kirchliche Handeln Maßstab. Auf dieser Basis sucht **Prof. Dr. Lothar Roos**, Emeritus für Christl. Gesellschaftslehre an der Universität Bonn, in der Bibel nach fundamentalen Prinzipien für die Evangelisierung von heute. In pointierter und damit sicher auch zur Diskussion herausfordernder Weise entdeckt der Autor zwei durch die Hl. Schrift sich durchziehende, auch heute nicht hintergehbare Grundsätze.

Es folgen zwei Beiträge zum Thema Krankenhauseelsorge: **Pfr. Dr. Wolfgang Klein**, Leitender Krankenhauspfarrer am Klinikum Köln, bietet ein Grundsatzreferat zu seiner Arbeit, an der er mit ganzem Herzen hängt, was ihm die Augen für das Positive öffnet, aber auch Sorgen aufkommen lässt. **PR Thomas Otten**, bislang Krankenhausseelsorger an der Uniklinik Köln, seit dem 1.9.2013 mit gleicher Aufgabe an der Uniklinik Bonn, betrachtet seine Arbeit durch die Brille von Ps 27,4.

Pfr. Dr. Herbert Käfer, Ruhestandsgeistlicher aus Gemünd in der Eifel, erzählt von seinem „rite de passage“ aus der Zeit als Pfarrer von drei Stadtgemeinden unterschiedlichsten Zuschnitts in die Zeit „danach“: ein Beispiel für bewusstes Verlassen bisheriger Aufgaben und die Bereitung einer Folgezeit, die die Übernahme von Neuem und Anderem ermöglichte. Verbindend bleibt, Gottes Herzschlag für die Menschen im eigenen Tun spürbar werden zu lassen, vor Ort und mit weltkirchlicher Perspektive.

Pfr. Dr. Axel Hammes aus Köln-Deutz, Dozent für NT am Studienhaus Seminar St. Lambert/Lantershofen, geht in sehr differenzierter und aufschlussreicher Weise der „Macht des Bösen“ in der Offenbarung des Johannes nach. Der entdeckte Faden hilft zu verstehen, um was es bei der Rede vom „Bösen“ dem Apokalyptiker geht.

Thomas Arnold schließlich, Referent für theologische Grundlagen bei missio e. V., gibt erhellend Auskunft über die heute sich in den neuen Bundesländern nach wie vor großer Beliebtheit erfreuende Jugendweihe als bleibende Herausforderung für die Kirche.

Eine anregende Novemberlektüre wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Neuevangelisierung und Erstevangelisierung

Biblische Orientierungen

„Wenn die Bibel wirklich ‚Seele der Pastoral‘“ sein soll, wie Papst Benedikt XVI. in seinem Nachsynodalen Schreiben „*Verbum Domini*“ 2012 fordert (vgl. VD 73), „dann müsste sie bei der pastoralen Neuausrichtung eine hervorragende Rolle einnehmen“, so schreibt Ralf Huning in der neuesten Ausgabe der Zeitschrift „*Bibel und Kirche*“.¹ Benedikt XVI. verweist dabei auf die „Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung“ (*Dei Verbum*) des Konzils. Liest man beide Dokumente, kann man fragen, inwieweit in den gegenwärtigen Strukturdebatten und Konsultationsveranstaltungen über den pastoralen Weg der Kirche in Deutschland biblische Perspektiven vorkommen. Ralf Huning schreibt dazu: „Es kommt entscheidend darauf an, auf Jesus zu hören. Denn nur wer auf Jesus hört und seine Sendung versteht (Lk 8,21; 9,35), wird in seinem Auftrag handeln können und in seinem Namen befreiend wirken (vgl. Lk 9,49; 10,17).“² Die Kirche hat den Menschen nichts anderes zu verkünden als Christus, so betont auch Papst Franziskus immer wieder. Aber wo wollte sie Christus finden, wenn nicht in den biblischen Schriften? Insofern sollte sich die anstehende *Neuevangelisierung an der Erstevangelisierung* orientieren. Dabei ist die gesamte Geschichte des Heilsweges Gottes mit der Menschheit in den Blick zu nehmen, also zunächst die pastoralen Erfahrungen Israels (I). Dann ist darzustellen, wie Jesus daran anknüpft, und das, was dort vorbereitet wurde, „erfüllt“ (vgl. Mk 1,15) (II). Schließlich ist zu fragen: Welche Vorgaben

ergeben sich daraus für die Evangelisierung heute (III)?

I. Zu den pastoralen Erfahrungen Israels

„Gottes Geschichtsplan im Alten Bund zielte vor allem darauf, das Kommen Christi, des Erlösers des Alls, und das Kommen des messianischen Reiches vorzubereiten, prophetisch anzukündigen (vgl. Lk 24,44; Joh 5,39; 1 Petr 1,10) und in verschiedenen Vorbildern aufzuzeigen (vgl. 1 Kor 10,11)“, so das Konzil. Das bedeutet vor allem: „Die Bücher des Alten Bundes erschließen (...), wie der gerechte, barmherzige Gott an den Menschen zu handeln pflegt“ (DV 15). Insofern sei „das Geheimnis unseres Heiles in ihnen verborgen“. Was aber sagen uns die Bücher des Alten Testaments über die „Art und Weise, wie der gerechte und barmherzige Gott an den Menschen zu handeln pflegt“? Jesus begann seine Verkündigung mit den Worten: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15)! Wenn die Zeit „erfüllt“ ist (vgl. auch Mt 5,17; Eph 1,10), dann muss ihr auch eine Zeit vorausgehen. Jesus kommt aus dem Gottesvolk des Alten Bundes und wird durch die Verkündigung des Evangeliums, die Konstitution des Zwölferkreises und durch Kreuz und Auferstehung das Haupt des neuen Gottesvolkes, das Juden und Heiden vereint (vgl. Eph 2,14). Dies setzt all das voraus, was seit Abraham durch Gottes Heilshandeln geschehen war. Welche „Geheimnisse unseres Heils“ sind Jesus aus der Geschichte des Alten Bundes „vorgegeben“?

1. Segen und Fürbitte des Abraham

In Ur in Chaldäa, empfängt Abraham, das Sippenhaupt einer Nomadenfamilie, von Gott den Auftrag: „Zieh weg aus deinem Land [...] in das Land, das ich dir zeigen werde“. Damit verbindet Gott die Verheißung: Wenn du glaubst und meinem Ruf

folgst, dann „werde ich dich zu einem großen Volk machen“, und: „Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen“ (Gen 12,1-3). Paulus sagt später, dieser Segen sei im Singular gesprochen: Er gilt „deinem Nachkommen; das aber ist Christus“ (Gal 3,16). Dass in der Heilsgeschichte wenige für viele und schließlich einer für alle eintreten, wird auch in der Erzählung über Sodom deutlich: Abraham legt für die Sodomiter Fürbitte ein und sagt: Wenn sich aber da vielleicht 50 Gerechte finden, willst du dann nicht um dieser 50 willen allen anderen verzeihen? Hätten sich dort zumindest zehn „Gerechte“ gefunden, hätte Gott um ihretwillen die Stadt verschont (vgl. Gen 18,16-32). – Das heilsgeschichtliche „Geheimnis“, das hier aufleuchtet, kann man auf die Formel bringen: Wenige werden gerufen, um für viele einzutreten.

2. Bundesschluss, Bundesbruch, Bundestreue

Nachdem die zwölf Stämme Jakobs nach Ägypten ausgewandert und dort zu einem großen Volk herangewachsen waren, rückte der zweite Teil der Verheißung an Abraham seiner Erfüllung näher, dass nämlich seine Nachkommen das von Gott „gelobte“ Land erhalten würden. Zuvor aber schließt Gott mit seinem Volk durch die Vermittlung des Mose am Horeb einen Bund und erklärt: „Dieses Volk ist mein besonderes Eigentum, es ist ein Volk von Priestern“ (Ex 19,5). Der Priester ist Mittler zwischen Gott und den Menschen. Das Volk Gottes hat also eine Mittleraufgabe für alle Menschen. Wenn es Gott glaubt, dann wird sich zeigen, wie Gott durch „sein Volk“ sein Heilswerk für alle Menschen erfüllt.

Auf diesen Bundesschluss folgt allerdings schnell der Bundesbruch: Die Israeliten gießen ein goldenes Kalb, beten es an und sagen: „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägypten heraufgeführt haben“. Mose aber tritt vor Gott hin und bittet ihn für sein „störrisches“ und „widerspenstiges“ Volk um Vergebung. So leuchtet wiederum das

„Grundgesetz“ der ganzen Heilsgeschichte auf: Gott nimmt die Bitte des Mose an und lässt ab vom angedrohten Strafgericht. Der „Eine“ tritt ein für „viele“ (vgl. Ex 32,1-14; s. auch Jes 53,12).

3. „Ich allein“ – zur Pastoral der Propheten

Nachdem das Gottesvolk sich im „Land der Verheißung“ niedergelassen hat, vergisst es schnell, wem es all das verdankt. Die Israeliten fordern von Samuel einen König mit der Begründung: „Auch wir wollen sein wie die anderen Völker“ (1 Sam 8,20). Sein wollen wie alle anderen, das führt zur „Verweltlichung“ des Gottesvolkes: Wir wollen uns nicht unterscheiden, sondern leben wie die anderen. Wir wollen nicht das „besondere Eigentumsvolk“ Gottes sein und uns nicht von ihm in Dienst nehmen lassen. Nach diesem „Muster“ nimmt die Geschichte Israels ihren Lauf. Die Israeliten verehren die kanaänischen Götter Baal und Astarte und fallen von Jahwe ab. Vor diesem Hintergrund tritt der Prophet Elia auf. Trotz seines spektakulären Erfolgs im „Gottesurteil“ gegen die Baals-Priester bekehren sich König und Volk nicht. So ruft Elia in seiner Verzweiflung zu Gott: „Nun ist es genug, Herr. Nimm mein Leben. (...) Ich allein bin übriggeblieben, und nun trachten sie auch mir nach dem Leben“. Gott aber sendet ihn durch 40 Tage und Nächte zum Horeb, dem Berg des Bundesschlusses, und sagt dann: „Geh deinen Weg durch die Wüste zurück und begib dich nach Damaskus“ (vgl. 1 Kön 19,1-18), um dort unter Lebensgefahr den Glauben an Jahwe zu verkünden. Die wahren Propheten sind immer einsam, damals wie heute. Aber mitten im Untergang Jerusalems kauft der Prophet Jeremia in seiner Heimatstadt Anatot einen Acker (Jer 32,7-9) als Zeichen seines Glaubens an die Bundestreue Gottes. Und Jahwe kündigt durch Jeremia an: „Ich selbst aber sammle den Rest meiner Schafe aus allen Ländern, wohin ich sie versprengt habe. (...) Ich werde für sie Hirten bestellen, die sie weiden (...), da werde ich für David

einen gerechten Spross erwecken" (Jer 23,3-6). Wer mit diesem neuen „Davidssohn" gemeint ist, verkündet Ezechiel unter den Verbannten in Babylon: Nachdem alle bisherigen „Hirten" versagt haben, „spricht Gott der Herr: Jetzt will ich meine Schafe selber suchen und mich selber um sie kümmern" (Ez 34,11). Denn nur so ist es möglich, den Heilsauftrag Gottes trotz der dunklen Geschichte des Abfalls zu erfüllen: Der „gute Hirt" kommt und tritt an die Stelle aller bisherigen Hirten.

4. Das Geheimnis des Gottesknechtes

Welche Gestalt aber wird dieser „Hirt" haben? Das für die Pastoral Jesu und die ersten Christen wichtigste „Geheimnis unseres Heiles" wird am Ende der babylonischen Gefangenschaft durch Deuterocesaja offenbart. Im „Trostbuch" Israels (Jes 40-55) tröstet der Prophet das Volk und verheißt in vier Liedern einen „Knecht Gottes", der eine andere Gestalt aufweist als der bisher erwartete „Davidssohn".

Im ersten Lied (Jes 42,1-9) wird über den Gottesknecht gesagt: „Das geknickte Rohr zerbricht er nicht, und den glimmenden Docht löscht er nicht aus" (Jes 42,3), ein Wort, das später Matthäus in Jesus erfüllt sieht (Mt 12,20). Weiter sagt Gott über seinen Knecht: „Ich habe dich geschaffen und dazu bestimmt, der Bund für mein Volk und das Licht für die Völker zu sein" (Jes 42,6), ein Wort, das der greise Simeon erfüllt sieht, als Jesus in den Tempel getragen wird (Lk 2,30-32). Der „Knecht Gottes" spricht dann selber im dritten Lied (Jes 50,4-9): „Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen, und jenen, die mir den Bart ausrissen, meine Wangen. Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmähung und Speichel" (Jes 50,6). Schließlich lesen wir im vierten Gottesknechtslied, das in die Karfreitagsliturgie einging: „Er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen. (...) Der Herr lud auf ihn die Schuld von uns allen (...). Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten und wegen der

Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen. (...) Doch der Herr fand Gefallen an seinem zerschlagenen (Knecht), er rettete den, der sein Leben als Sühnopfer hingab. (...) Denn er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein" (Jes 53, 5-12).

In diesen kurz skizzierten pastoralen Erfahrungen Israels offenbart Gott das verborgene „Geheimnis unseres Heiles" (VD 15) als das Geheimnis der „Wenigen" für die „Vielen". Gott erreicht sein heilsgeschichtliches Ziel mit der Menschheit, obwohl sein ohnehin kleines Volk immer wieder versagt und den Bund bricht. Den Grund dafür nennt der zweite Timotheusbrief: „Wenn wir untreu sind, bleibt er doch treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen" (2 Tim 2,13). – Damit sind wir bei der „Pastoral Jesu".

II. Zur Pastoral Jesu

1. Vom „galiläischen Frühling" zur „Brotrede" in Kapharnaum

Jesus beginnt sein öffentliches Wirken damit, dass er Kranke heilt und „böse Geister" austreibt. Die Menschen strömen in Scharen herbei, die Jünger sind begeistert. Da passiert etwas, was sie nicht erwarteten: „Die ganze Stadt war vor der Haustüre versammelt, und er heilte viele. [...] In aller Frühe, als es noch dunkel war, stand er auf und ging an einen einsamen Ort, um zu beten. [...] Simon und seine Begleiter eilten ihm nach, und als sie ihn fanden, sagten sie ihm: Alle suchen dich! [...] Er antwortete: Lasst uns anderswohin gehen in die benachbarten Dörfer, damit ich auch dort predige, denn dazu bin ich gekommen" (Mk 1,35-39).

Was aber hat Jesus gepredigt? Den schärfsten Kontrast zum „galiläischen Frühling" bildet die im Johannesevangelium überlieferte „Brotrede". Nachdem er in einer wunderbaren Speisung eine Volksmenge satt gemacht hatte, „erkannte Jesus, dass sie kommen würden, um ihn in ihre Gewalt zu bringen und zum König zu machen" (Joh 6,15). Um seine wahre Sendung gegen das Missver-

ständnis eines politischen Messias zu offenbaren, hält er in der Synagoge von Kapharnaum die „Rede über das Himmelsbrot“: „Ich bin das Brot des Lebens. [...] Wenn jemand davon isst, wird er nicht sterben. [...] Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag. [...] Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und wie ich durch den Vater lebe, so wird jeder, der mich isst, durch mich leben“ (Joh 6,48-57). Jesus erhebt einen Anspruch, wie ihn vorher kein Prophet erhoben hatte, mit der Folge: „Viele seiner Jünger, die ihm zuhörten, sagten: Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören? [...] Darauf zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit umher. Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt auch ihr weggehen?“ (Joh 6,60-67). Da antwortete Simon Petrus: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,68f). Dass am Ende nur die „Zwölf“ übrig bleiben, ist offensichtlich der Normalfall des Glaubens. Am Anfang seines Wirkens „kamen viele zum Glauben an seinen Namen, als sie die Zeichen sahen, die er tat. Jesus aber vertraute sich ihnen nicht an, denn er kannte sie alle ... er wusste was im Menschen ist“ (Joh 2, 23-25).

2. Jesus und der Einzelne

Wenn wir „Erfolge“ im Bereich des Politischen, des Geistigen, des Religiösen messen wollen, dann denken wir meistens in kollektiven Größen: Wie mächtig ist ein Volk, wie wirksam ist eine Idee, wie stark ist eine Religion? Der frühere Bonner Neutestamentler Heinrich Zimmermann hat einmal einen Artikel über „Jesus und der Einzelne“ verfasst.³ Dabei verweist er zunächst auf die Berufung der Jünger, beispielhaft auf die des Levi (Mk 2,14). Jesus beruft Einzelne, nicht eine Gruppe oder ein anderes Kollektiv. Ähnlich geschieht dies im Gespräch mit dem jüdischen Ratsherrn Nikodemus (Joh 3), mit der Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4) und in

seiner Begegnung mit der Ehebrecherin (Joh 8). Der gute Hirte (Joh 10) kennt jeden einzelnen und ruft ihn mit Namen. Ebenso verhält es sich mit dem Zöllner Zachäus, in dessen Haus Jesus Mahl hält (Lk 19). Als Einzelner kommt der reiche junge Mann zu Jesus, um ihn nach dem Weg zum Leben zu fragen. „Weil er ihn liebte“, sagte Jesus zu ihm: „Verkaufe, was du hast, gib das Geld den Armen ... dann komm und folge mir nach“ (Mk 10,21). Zimmermann fragt am Schluss, „warum“ Jesus so vorgeht. Seine Antwort: „Weil er in seiner Person, in seinen Worten und in seinem Tun, Gott offenbar macht, und die Offenbarung des Gottesreiches ganz an seine Person gebunden bleibt, darum wendet er sich an den einzelnen, dem er die Gemeinschaft mit sich schenken und ihn gerade so zum Glied des Neuen Gottesvolkes machen will“.⁴

3. Erfolg und Misserfolg: die Botschaft der Gleichnisse

Eine unverzichtbare Hilfe, um sich an der Pastoral Jesu zu orientieren, ist die Botschaft seiner Gleichnisse: Der Sämann, der Samen auf seinen Acker sät, tut dies dreimal völlig umsonst. Nur im vierten Fall geht die Saat auf, aber nicht mit gleicher Fruchtbarkeit, sondern teils 30-, 60-, und 100-fach (vgl. Mt 13,1-9). Dennoch sollen die Jünger nicht resignieren. Das macht auch das Gleichnis von der von selbst wachsenden Saat deutlich: Der Bauer sät und legt sich hin. In der Nacht oder im Winter kann er nichts tun, aber die Saat wächst ohne sein Zutun. So ist es auch mit dem Wort Gottes (vgl. Mk 4,26 f). Hierher gehört auch das Gleichnis Jesu vom Unkraut unter dem Weizen: Sollen wir das Unkraut ausreißen, fragen die Knechte? Der Herr antwortet: Lasst beides wachsen bis zur Ernte. Am Ende wird das Unkraut verbrannt und der Weizen in die Scheune gebracht. Die Botschaft dieses Gleichnisses lautet: Wir sollen nicht über das „Unkraut“ jammern, sondern der Kraft des guten Samens vertrauen. Am Ende wird nicht das Unkraut siegen. Vielmehr wird Gott den guten Weizen in

seine Scheune bringen (vgl. Mt 13,24-30). Das wollen auch die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig deutlich machen (vgl. Mt 13,31-33): Im Unterschied zu einem oft anzutreffenden Missverständnis wollen sie keine pastorale Erfolgsgeschichte verheißeln. Vielmehr handelt es sich um „Kontrastgleichnisse“, wie Joachim Jeremias⁵ herausgearbeitet hat: Jesus vergleicht die bescheidene Gegenwart der Wenigen, die an ihn glauben, mit dem, was dank der Kraft Gottes dabei herauskommen wird: Ihr werdet staunen, was aus eurer Mühsal, aus euren kleinen Versuchen am Ende durch Gottes Kraft entstehen wird! Insofern gilt: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde. Denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben“ (Lk 12,32). – Eine besonders aufschlussreiche Antwort auf die Frage nach dem „pastoralen Erfolg“ Jesu gibt uns die Geschichte von den zehn Aussätzigen, die Jesus heilt. Nur einer von ihnen kommt zurück und bedankt sich, hält „Eucharistie“. Jesus leidet offensichtlich unter diesem Misserfolg und sagt: „Es sind doch alle zehn rein geworden. Wo sind die übrigen neun? Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu danken, außer diesem Fremden?“ (Lk 17,17 f). Jesus hatte also einen „Gottesdienstbesuch“ von 10%, obwohl er ein Wunder wirkte.

4. Die „Stellvertretung“ des Gottesknechtes

Wie konnten die Jünger Jesu seinen totalen Misserfolg durch den Tod am Kreuz verkraften? Sie hatten gehofft, dass ihr Meister das „Reich für Israel“ endgültig heraufführen würde und ihnen dabei eine zentrale Rolle zukäme (Apg 1,6). Wie sie dann zu einer ganz anderen „Hermeneutik“ ihrer messianischen Hoffnung gelangten, wird im Oster-evangelium durch den Satz deutlich: „Sie wussten noch nicht aus der Schrift, dass Jesus von den Toten auferstehen musste“ (vgl. Joh 20,1-10). Ähnlich erging es den Emmaus-Jüngern. Erst als ihnen der unerkannt mit ihnen gehende auferstandene Herr aus der „gesamten Schrift“ erklärte,

dass der Messias „all das erliden“ müsse, da gingen ihnen beim Brotbrechen „die Augen auf, und sie erkannten ihn ... und sie sagten zueinander: Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er ... uns den Sinn der Schriften erschloss“ (Lk 24,13-35)?

Was ihnen Jesus erschlossen hat, das können wir nachlesen in der ersten Taufkatechese der jungen Kirche bei der Taufe des äthiopischen Kämmerers. Er sitzt auf seinem Wagen und liest aus der Bibel. Der „Diakon“ Philippus hört, wie er folgende Stelle liest: *„Wie ein Schaf wurde er zum Schlachten geführt; und wie ein Lamm, das verstummt, wenn man es schert, so tat er seinen Mund nicht auf. In der Erniedrigung wurde seine Verurteilung aufgehoben. Seine Nachkommen, wer kann sie zählen? Denn sein Leben wurde von der Erde fortgenommen. Der Kämmerer wandte sich an Philippus und sagte: Ich bitte dich, von wem sagt der Prophet das, von sich selbst oder von einem anderen? Da begann Philippus zu reden und ausgehend von diesem Schriftwort verkündet er ihm das Evangelium von Jesus“* (Apg 8,26-40). Damit wird klar: Die Gottesknechtslieder des Deuterocesaja enthalten den „hermeneutischen Schlüssel“, durch den die Jünger Jesu den Zugang zu der Einsicht finden: Das Schicksal, das Jesus erlitten hat, ist in den Schriften vorhergesagt. Es gibt keinen anderen Weg, um die „Pastoral Jesu“ zu verstehen, als den Weg des Gottesknechtes: „Denn er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein“ (Jes 53,12). Als die „Pharisäer ... den Beschluss“ fassten, „Jesus umzubringen“ (Mt 12,14), sollte sich das Wort des Propheten Jesaja „erfüllen“: „Seht, das ist mein Knecht, den ich erwählt habe, mein Geliebter, an dem ich Gefallen gefunden habe“ (Mt 12,17 f.).⁶

III. Fundamentale biblische Vorgaben für die pastorale Praxis

Es ist hier nicht der Raum, im Anschluss an die dargelegten „biblischen Orientierungen“ einzelne pastorale Empfehlungen aus den biblischen Voraussetzungen der „Erstevange-

lisierung" für die heute anstehende „Neuevangelisierung" abzuleiten.⁷ Es soll aber versucht werden, dazu zwei fundamentale Vorgaben zu skizzieren:

1. Die anthropologische Vorgabe

Die wichtigste biblische Vorgabe bei der Frage nach dem „zählbaren" Erfolg der Verkündigung des Evangeliums, lautet: Es handelt sich immer nur um eine Minderheit, die den von den Propheten und Jesus verkündeten Glauben annimmt. Das Angebot richtet sich dennoch an alle, keiner darf „abgeschrieben" werden. Dafür steht z. B. das Wort über den Gottesknecht: „Das geknickte Rohr zerbricht er nicht, und den glimmenden Docht löscht er nicht aus" (Jes 42,3; Mt 12,20). Jesus sendet seine Jünger zu allen, aber nicht, damit sie so lange an einem Ort bleiben, bis alle den Glauben angenommen haben. Denn das werden immer nur wenige sein. Dann sollen die Jünger weiterziehen und es anderswo versuchen. Das war auch in der Frühzeit des jungen Christentums nicht anders: Bereits in der von Lukas idealistisch ausgemalten Geschichte der Urgemeinde gab es Heuchelei (Hananias und Saphira – Apg 5,1-11) und Streit um die Vergabe der caritativen Mittel (Apg 6,1). Der Hebräerbrief mahnt: „Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist" (Hebr 10,25). Der Verfasser wirft seiner „schwachen Gemeinde" vor, sie sei „schwerhörig geworden", „sie könne nicht mehr zwischen ‚Gut' und ‚Böse' ... unterscheiden" (Hebr 5,14). Sie haben offensichtlich die Glaubensgrundlagen vergessen „über die Taufen, die Handauflegung, die Auferstehung der Toten und das ewige Gericht". Und am Schluss heißt es: Es sei „unmöglich, Menschen, die einmal erleuchtet worden sind ..., dann aber abgefallen sind, erneut zur Umkehr zu bringen; denn sie schlagen jetzt den Sohn Gottes noch einmal ans Kreuz und machen ihn zum Gespött" (Hebr 5,11 – 6,12). Würde ein Pfarrer das heute seiner Gemeinde sagen, würde man ihn vermutlich aus der Stadt ver-

jagen. Ebenso aufschlussreich ist, was der Seher von Patmos „an die sieben Gemeinden" (Offb 1,9 –3,22) schreibt. Dort sind Licht und Schatten, Glaube und Unglaube genauso „normal" verteilt wie heute. Insofern kann man sagen: Die Volkskirche war immer eine fromme Selbsttäuschung. Sie zerfällt, wenn ihre sozialpsychologischen Außenstützen zerbrechen. Dies hat erstmals der große französische Pastoralsoziologe Gabriel le Bras am Beginn der Industriegesellschaft am Beispiel der bretonischen Bauern dokumentiert: In der Bretagne füllten sie gewohnheitsmäßig die Kirche, nach Paris oder Lyon abgewandert, bleiben sie sonntags zuhause.

In geradezu prophetischer Weise hat Joseph Ratzinger in einem 1958 veröffentlichten Vortrag „Die neuen Heiden und die Kirche" festgestellt: Religionsstatistisch sei das alte Europa „ein fast vollständig christlicher Erdteil." Aber jedermann sehe bei genauerer Betrachtung, „dass die Statistik täuscht: dieses dem Namen nach christliche Europa ist seit rund 400 Jahren zur Geburtsstätte eines neuen Heidentums geworden, das im Herzen der Kirche selbst unaufhaltsam wächst und sie von innen her auszuhöhlen droht".⁸ Letzten Endes ist es immer nur eine Minderheit, die den Glauben annimmt und ihn lebt. Dahinter steckt eine anthropologische Vorgegebenheit, die wir auch sonst im gesellschaftlichen Leben beobachten, etwa bei der aktiven Beteiligung im politischen oder gewerkschaftlichen oder bürgergesellschaftlichen Bereich.

2. Die theologische Vorgabe

Um trotz dieser anthropologischen Vorgabe nicht zu resignieren und dennoch in der Gelassenheit des Glaubens das Evangelium zu verkünden, müssen wir uns auf jene theologische Vorgabe besinnen, die sich in der gesamten Heilsgeschichte zeigt als das „Geheimnis" der Stellvertretung, das in den Gottesknechtsliedern aufleuchtet. Trotz des immer wieder aufscheinenden Abfalls hält Gott an seinem Heilsweg und der damit ver-

bundenen „Erwählung“ des „Gottesvolkes“ fest. Der Freiburger Bibelwissenschaftler Alfons Deissler spricht deshalb von der Stellvertretung als einem Prinzip der Heilsgeschichte.⁹ Ganz in diesem Sinn hat der damalige (1959-1963) Bonner Professor Joseph Ratzinger erklärt: "Um die Rettung aller sein zu können, muss sich die Kirche nicht äußerlich mit allen decken, sondern eher macht dies ihr Wesen aus, dass sie in der Nachfolge Christi, des Einen, die Schar der Wenigen darstellt, durch die Gott die Vielen retten will. Ihr Dienst wird zwar nicht von allen, wohl aber für alle getan". Der Glaubende wisse darum, „dass es im Körper der Menschheit Dienstleistungen gibt, die zwar nicht allen abverlangt werden, aber die doch für alle nötig sind, weil von ihnen alle leben". Die Theologie der Stellvertretung sei „eine der Vorgegebenheiten des biblischen Zeugnisses, deren Wiederentdeckung dem Christentum in der heutigen Weltensunde zu einer entscheidenden Erneuerung und Vertiefung seines Selbstverständnisses verhelfen kann.“¹⁰ Eine Pastoral der Stellvertretung bedeutet immer Eingehen in die Stellvertretung Jesu, in seine Hingabe an den Willen des Vaters.¹¹ Ihre grundlegende Lebensäußerungen sind der Glaube an Gottes Treue, das Leiden am Unglauben, das stellvertretende Gebet und der Dienst der Liebe für alle. Auch heute schenkt uns Gott Zeugen solchen Glaubens in allen Ländern der Erde.

Menschen kann man unter heutigen Bedingungen nur erreichen, wenn man sie persönlich anzusprechen vermag, wie dies auch Jesus getan hat. Der christliche Glaube ist kein wissenschaftliches System, sondern hier spricht „das Herz zum Herzen“ (Cor ad cor loquitur, wie Augustinus sagt). Im Christentum geht es immer um die Person, näherein um den dreifaltigen Gott, der sich in Jesus personal jedem Einzelnen zuwenden möchte. Für Paulus folgt daraus: „Soweit ich aber jetzt noch in dieser Welt lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2, 20). Das Ziel unserer Verkündigung ist die Freundschaft mit Christus: „Ich nenne

euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde“ (Joh 15,15).

Anmerkungen:

- ¹ Ralf Huning SVD, Versorgungsprobleme? Handlungsmodelle aus der zwei – einen Bibel für einen pastoralen Strategiewechsel, in: Bibel und Kirche 68 (2013), 2. Quartal, S. 94-98, hier S. 94.
- ² Ebd. S. 98.
- ³ Heinrich Zimmermann, Jesus und der einzelne, in: Lebendige Seelsorge 30 (1979) H. 6, S. 333-339.
- ⁴ Heinrich Zimmermann, aaO. S. 339.
- ⁵ Joachim Jeremias, Die Gleichnisse Jesu, Göttingen, 4. Aufl., 1956.
- ⁶ S. dazu Alfons Deissler, Hingegeben für die Vielen, in: Lebendige Seelsorge 30 (1979) H. 6, S. 339-345
- ⁷ vgl. dazu Lothar Roos, Der Eine für Viele. Die Pastoral Jesu und die Neuevangelisierung heute, in: Reinhard Dörner (Hrsg.), Fürchte dich nicht, du kleine Herde (Lk 12, 32). Katholische Kirche in Deutschland zwischen Traditions- und Entscheidungskirche. Kardinal-von-Galen-Kreis e. V. Stadtlohn 2012 (ISBN 978-3-9812187-7-0), S. 10-34.
- ⁸ Joseph Ratzinger, Die neuen Heiden und die Kirche, in: Hochland, Oktober/1958.
- ⁹ Alfons Deissler, Hingegeben für die Vielen, in: Lebendige Seelsorge Jg. 30 (1979), S. 339-345.
- ¹⁰ Joseph Ratzinger, Art. „Stellvertretung“, in: Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd 2. München 1963, S. 574 f..
- ¹¹ s. Karl-Heinz Menke, Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie. Freiburg 1991.

Seelsorge am Klinikum der Universität in Köln

Ein Beitrag zur Krankenhauspastoral im Erzbistum Köln

Vor den großen Kirchentheorien und Kirchenstrukturbedebatten schmilzt die Nachfolge Jesu oft sehr einfach zusammen auf das Wesentliche: Mensch sein und Mensch bleiben! Mit dieser Erkenntnis blickt der Freiburger Kamillianerpater Christian Frings, der neulich 80 Jahre alt wurde, auf 43 Jahre Dienst im Krankenhaus zurück. *„Überall wird propagiert, dass heute jeder Schmerz behandelbar sei. Doch der größte Schmerz, der schlimmer zu ertragen ist, als jeder körperliche, das ist der Schmerz der Einsamkeit. Dagegen hilft keine Medizin und keine Chemie“,* resümiert der alterweise und erfahrene Priester, *„sondern nur die menschliche Zuwendung.“*

Davon, von dem seelischen und spirituellem Schmerz, von der großen Not und den vielen offenen Fragen und In-Frage-Stellungen durch Schicksalsschläge, Krankheit und Tod und wie wir darauf reagieren mit dem Anspruch, niemanden in solchen Situationen alleine zu lassen, davon möchte ich aus meiner eigenen Erfahrung als Pfarrer in der Kölner Universitätsklinik und aus den Erfahrungen meiner Kolleginnen und Kollegen sowohl in Köln wie auch in den Teams an den Unikliniken in Bonn und Düsseldorf kurz berichten.² In regelmäßigen Konferenzen stehen wir im engen Austausch über unser Arbeiten.

Akzeptanz und Möglichkeiten der Seelsorge

An den Unikliniken arbeiten wir in Häusern der sog. Maximalversorgung, der Hochleistungsmedizin und in Verbindung mit den jeweiligen Fakultäten der drei Universitäten, der Ausbildung von Medizinerinnen und anderen Professionen im Gesundheitswesen, auch im Blick auf Forschung und Lehre und damit unter besonderen Herausforderungen, denen wir uns als Theologen selbstbewusst, offen-siv stellen. Das unterscheidet uns.

Eine unerwartete und außergewöhnliche Erfahrung für mich selbst möchte ich gleich eröffnend benennen: dass wir als Seelsorger und „Kirchenvertreter“ in diesen ganz und gar unkirchlichen und säkularen Institutionen nicht nur geduldet, sondern ausgesprochen erwünscht und wertgeschätzt sind! Dass Seelsorge, die sich nach außen hin immer als konfessionsspezifisch gebunden, aber ebenso ökumenisch auftretend darstellen muss, einen hohen Stellenwert genießt, der sich beispielsweise auch in Refinanzierungen, der Bereitstellung von Personal, Räumlichkeiten und Arbeitsbedingungen ausdrückt, ist allerdings Ergebnis harter Arbeit, ständiger Kompetenzerweiterung und von ständiger Präsenz und Verlässlichkeit. Wenn wir uns den hohen Standards einer Universitätsklinik nicht verschließen und uns vor dem Qualitätsmanagement nicht scheuen, stehen uns alle Türen in der Klinik und den angeschlossenen Instituten/Institutionen ganz weit offen. Und ich kann für uns Kölner ehrlich sagen: die Zusammenarbeit mit den anderen Professionen – wir sind oft eingebunden in interdisziplinäre Teams von Ärzten, Pflegenden, Psychologen, Sozialarbeitern u. a. – das macht Freude. Und da stehen wir dann selbstverständlich als Vertreter unserer Kirche und auch mit eigener theologischer Option, die wir in den Diskurs einzubringen haben. Das allein schon ist ein Stück missionarischer Pastoral. Wir treffen sowohl bei Patienten und ihren Angehörigen wie auch bei Mitarbeitern der Klinik und auch bei jungen Studenten auf Menschen, die sich manchmal weit entfernt haben von

Kirche, ausgetreten sind oder erst gar nicht getauft oder, wie in einer multikulturellen urbanen Gesellschaft üblich, anderen Religionen zugehören, in Köln dann vornehmlich dem Islam. Nie zuvor in meinen Kaplansjahren oder als Pfarrer in drei Kölner Stadttrand-Gemeinden bin ich so in missionarischer Pastoral herausgefordert worden wie im Sozialraum unserer Klinik. Diese Erfahrung weitet uns und bringt den anderen den Schatz unserer Religion und das Zeugnis des persönlichen Glaubens. Allerdings eine hohe Sensibilität und Achtsamkeit sind hier gefordert. Seelsorge, so schon der Titel auf unserem Flyer. Spirituelle oder rituelle Begleitung bleiben immer ein Angebot.

Der Blick auf die Patienten und notwendige Fokussierungen

Der Kontakt zu unseren Patienten erschließt sich anders als früher meistens durch unsere überall ausliegenden Flyer, durch Intranet bzw. Internet und unsere Homepage – manchmal werden Wünsche schon vor dem Krankenhausaufenthalt per Email geäußert –, durch Casemanagement bei Aufnahme, meistens durch aufmerksames Personal. Dies erfordert aber eine aktive Präsenz auf allen Stationen, mit einer klaren Aufteilung, im Arzt- und Stationszimmer dokumentiert durch einen Aushang mit den entsprechenden Personenangaben und Fotos der hier von evangelischer oder katholischer Seelsorge Zuständigen. Am intensivsten ist sicher die Betreuung auf unseren neun Intensiv- und vier Intermediatecarestationen mit insgesamt 171 Intensivbetten, davon allein 112 Beatmungsplätzen. Hier bemühen wir uns, alle Patienten im Blick zu haben. Hier erleben wir in der Regel auch die schwierigsten ethischen Herausforderungen. Deshalb sind wir engagiert beispielsweise in der Implementierung von ethischen Fallbesprechungen und generell bei allen Mitarbeitern in der Achtsamkeit auf ethische Fragestellungen. Auf der internistischen Intensivstation, die seit vielen Jahren schon einen von der Seelsorge initiierten ethischen

Arbeitskreis hat, ist es gelungen, eine wöchentliche Ethik-Visite mit Beteiligung des zuständigen katholischen Seelsorgers zu etablieren. An diesen sensiblen Nahtstellen müssen wir manchmal unbequem werden, indem wir einen medizinisch indizierten oder therapeutischen Verlauf hinterfragen und aus unserer Verantwortung heraus eine erneute Therapiezielklärung oder -änderung einfordern. Der Direktor des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin leitet in Köln das sog. Ethik-Konsil, zu dessen Sitzungen immer ein Vertreter der Seelsorge eingeladen wird.

Durch die verkürzten Liegezeiten gibt es insgesamt ein deutlich höheres Patienten-aufkommen als noch vor wenigen Jahren. Erstkontakte – manchmal dann Einmalkontakte in der Klinik – erfordern eine hohe Konzentration. Manchmal ist eine Weiterbegleitung nach Entlassung erbeten. Begleitung von ehemaligen oder ambulanten Patienten ergeben sich bei uns in Köln auch schon durch unser vor sechs Jahren neu begründetes Konzept einer Ambulanzseelsorge in der Strahlentherapie oder in der Krebsnachsorge in Verbindung mit „Haus LebensWert“³ oder der „Mildred-Scheel-Akademie“⁴

Sterbebegleitung und der allgegenwärtige Tod

Ganz selbstverständlich – manchmal auch delegiert oder abgegeben an uns – ist für Seelsorge die Sterbebegleitung, die Verabschiedung von Toten oder das Engagement in der Trauerbegleitung. Anfangs mussten wir noch um Trauerräume kämpfen, heute ist die Errichtung von Verabschiedungsräumen zumindest auf den Intensivstationen schon eine Selbstverständlichkeit. Zum Umgang mit Sterben und Tod konnten wir in einem multiprofessionellen Arbeitskreis Standards für alle Stationen erwirken, so dass ein würdiges Abschiednehmen möglich ist. Dass dies auch bei den Toten unserer Anatomie und den entsprechenden Professoren und Studenten so ist, ist im letzten Jahr durch einen

unglücklichen Zwischenfall in diesem Institut in die Schlagzeilen geraten.

Da ich selbst im Bereich der Palliativmedizin seit nunmehr 13 Jahren arbeite und seit 7 Jahren in unserem Herzzentrum, kann ich eingestehen, dass die Arbeit mit Sterbenden mich sehr erfüllt, aber gleichzeitig die vielen, vielen Toten und die dazu gehörenden Schicksale mich manchmal überfordern und an den Rand der Belastbarkeitsgrenzen bringen. Seelsorgerinnen und Seelsorger in anderen Bereichen, wie sie vornehmlich in Unikliniken vorkommen (Knochenmarkstransplantation, Kinderintensiv o. -onkologie, Perinatal- u. Geburtszentrum, Neurochirurgie u. a.) machen ähnliche Erfahrungen. Und dennoch ein äußerst geschätzter Dienst, wie wir aus dankbaren Rückmeldungen oft erfahren.

Existenzielle Not

Papst Franziskus hat Gründonnerstag gesagt, er wünsche sich eine Kirche, die bis an die Ränder, auch die existenziellen Ränder der menschlichen Existenz geht. Genau das ist unser Arbeitsplatz! Manchmal offenkundig, oft im Verborgenen. Und ich erwähne hier bewusst als eines von vielen Beispielen unser Engagement in der Erwachsenen-, aber vor allem auch in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Hier werden Seelsorgerinnen und Seelsorger oft Zeugen von tiefen Abgründen menschlicher Existenz.

Ständige Präsenz in Anwesenheit und in Rufbereitschaft

Zu den sehr geschätzten Angeboten der Seelsorge zählt in der Universitätsklinik auch immer noch die Rufbereitschaft, „rund um die Uhr“ und dabei vor allem zu Zeiten, in denen alle anderen psychosozialen Berufsgruppen keine Erreichbarkeit mehr gewährleisten: nachts, an Wochenenden, an allen Feiertagen und in Ferienzeiten. Bei diesen Einsätzen geht es bei weitem nicht mehr nur um Sakramentenspendung, eher um seel-

sorgliche Begleitung oder ganz oft um eine Krisenintervention. Anlässlich des WJT in Köln wurde 2005 ein Konzept erarbeitet, wie man Katastrophen und sog. Massenankäufen begegnen kann. Eine der drei großen Sparten dieses Programms wird von der Seelsorge geleitet. Die Einsätze in der Notfallambulanz in einem Großklinikum sind immer exzeptionell und erfordern Flexibilität, Energie und oft viel Zeit, was unsere Kapazitäten manchmal überschreitet. Aus diesem Grunde haben unsere Bonner Kollegen auf dem Venusberg ein vorbildliches Konzept multiprofessioneller Art entwickelt, das sich Klinische Krisenintervention (KKI) nennt.

Engagement in Aus- und Weiterbildung

Dass wir in all diesen Arbeitsfeldern eng mit unseren evangelischen Schwestern und Brüdern zusammenarbeiten, ist selbstverständlich. Und das gilt insbesondere auch für den Bereich von Aus- und Weiterbildung. Innerhalb der innerbetrieblichen Fortbildung bieten wir einzeln oder gemeinsam Tagesveranstaltungen auf dem Campus an oder Drei-Tages-Seminare, vornehmlich in kirchlichen Häusern mit Übernachtung. Wir sind vertreten in der Fachweiterbildung Anästhesie und Intensiv, in Düsseldorf und Köln im neuen Curriculum des Medizinstudiums, in diversen Ausbildungskonzepten für den Bereich „spiritual care“, in Köln ab Wintersemester darin mit dem Angebot einer eigenen Vorlesung. Erwähnenswert und im wissenschaftlichen Kontext sehr wertschätzend beobachtet sind auch Großveranstaltungen wie Symposien, die wir in Köln bereits zweimal zu fachübergreifenden Themen und mit Referenten unterschiedlicher Professionen angeboten haben, oder die seit Jahren sehr gut besuchte Reihe „Medizin und Theologie im Gespräch“ in Bonn. Ein ganz wichtiger Schwerpunkt in der Ausbildung sind an allen drei Universitätsorten die sog. PJ-Seminare, die Unterrichtsangebote in den einzelnen Pflegeschulen oder in Köln auch in der Johann-Christoph-Winterschule⁵, in der der

zuständige Seelsorger zum Lehrerkollegium gehört. Die Kontakte in unsere betriebseigenen Kindertagesstätten wiederum sind Teil einer Betriebsseelsorge.

Angebote der Seelsorge für Mitarbeiter, Ehrenamtliche und Interessierte

In einem Klinikbetrieb mit ca. 8000 Angestellten und zusätzlich 800 wissenschaftlichen Mitarbeitern, 1400 stationären und täglich ca. 2000 ambulanten Patienten bilden sich nahezu „kleinstädtische Strukturen“, also „eine eigene Stadt in der Stadt“, in Köln „die Lindenburg“ im Stadtteil Lindenthal. In dieser „Kleinstadt“, in der mehr als 10.000 Menschen arbeiten, studieren, partiell leben und auch sterben, da ist Seelsorge sichtbar durch eine angemessene Kirche im Blickfeld. Mitten auf dem Campus ist sie in Köln, Düsseldorf und Bonn Zufluchtsort, Herberge für stille Beter, einladend für Besucher, offen für regelmäßige Eucharistiefeiern, zahlreiche Gedenk- und Sondergottesdienste aus und für die Klinik, Ort ökumenischer Gottesdienste und beliebt und erbeten für Kasualien. In Köln ist „St. Johannes der Täufer“ auch das Herz der katholischen Seelsorge und der Klinikgemeinde, die sich dort als Angebots- und sog. Personalgemeinde etabliert hat, die Liturgie mit trägt und prägt, die die Kranken und die für sie Verantwortlichen ganz wörtlich ins Gebet nimmt. Sie unterstützt einerseits finanziell die Arbeit der Klinikseelsorge – so konnten wir u.a. in Köln vor 5 Jahren einen Sozialfonds für bedürftige Patienten gründen – und andererseits vor allem durch „man-power“, d.h. aus ihren Reihen gewinnen wir in der Regel Mitarbeiter(innen) in unseren ehrenamtlichen Kreisen (Küster, Lektoren- und Kommunionhelfer, Kirchenpräsenz, Patientenhilfe/Grüne Damen, Patientenbücherei, diverse Besuchsdienste etc.), um mal eine Zahl zu nennen: das sind derzeit in Köln etwa 75 Personen, ohne deren Hilfe vieles in der Seelsorge nicht zu leisten wäre.

Problemanzeigen

Es ist mir kein Anliegen, mit diesem Statement unsere Arbeit schön zu reden. Ich möchte Ihnen aber zeigen, wie sehr mir persönlich dieser Dienst am Herzen liegt, wie sehr ich mich mit „meiner“ Klinik identifiziere und dort sehr, sehr gerne als Priester arbeite. Und ich möchte auch sehr positiv hervorheben, wie hoch Seelsorge und die Präsenz von Kirche von der Klinik selbst, auch in der ärztlichen, pflegerischen, kaufmännischen Direktion, wertgeschätzt und eingefordert wird.

Es gibt aber auch ernste Sorgen und Fragen, die ich nicht verschweigen kann:

- Wir erleben in den Häusern einer Maximalversorgung eine Zunahme von „Dramen“ und schrecklichen Einzelfallschicksalen, dazu eine ständig wachsende Belastung durch immer neue Anfragen und Ansprüche. Deshalb sind uns qualifizierte Pastoralteams wichtig, in denen sich Kompetenzen bündeln, um den Erfordernissen einer Uniklinik genügen zu können. Liegt dem Erzbistum und unseren Kirchenleitungen ebenfalls die Krankenhausseelsorge so sehr am Herzen, dass wir trotz schrumpfender Personalressourcen nicht um die notwendigen Stellenbesetzungen bangen müssen?
- In den Strukturen eines nicht-kirchlichen Krankenhauses sind wir als sog. „Fremdanbieter“ manchmal „Sand im Getriebe“. In bestimmten Kreisen manchmal ärgerlich durch unsere Positionierung, selbstverständlich immer für das Wohl der Kranken oder die Nöte der Mitarbeiter, und durch unsere kritische Hinterfragung der Klinikziele und der Gesundheitsökonomie. Sind wir für diese prophetische Sendung gut gerüstet und dazu auch bereit?
- Eine immer bedrängendere Sorge kleidet sich in die Stichworte „Krankensalbung“ und „Rufbereitschaft“. Besonders durch den Ausfall von immer mehr Priestern, durch den Wegfall von Unterstützungen durch Seelsorger aus Gemeinde und Dekanat, durch die aufreibenden Nachtdienste

wird unser bislang aufrecht erhaltenes Konzept durch Priester und Laienpastorale Dienste brüchig. Ist das noch leistbar und für jeden Klinikseelsorger zumutbar? Welche Alternativen sind denkbar? Hier ist eine ehrliche Bestandsaufnahme und ein konstruktiver Austausch notwendig.

Der alte Kamillianerpater Christian Frings ist mir ein priesterliches Vorbild geworden. Prägend sein Motto: „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch, im Hoffen, im Trauern, im Leiden und im Sterben.“ Dem ist auch unser Einsatz in dem ganz und gar säkularen Raum einer Universitätsklinik geschuldet.

Thomas Otten



Anmerkungen:

- ¹ CiG 11/2013 S.123
- ² Der vorliegende Bericht wurde in leicht veränderter Form als eins von insgesamt drei Statements zur Krankenhauspastoral vom Verfasser vorgetragen am 25. April 2013 im Kölner Maternushaus auf dem diesjährigen „DiözesantagKrankenhaus“, an dem auch Erzbischof Joachim Kardinal Meisner teilgenommen hat.
- ³ „LebensWert“ e.V. ist eine 1997 am Kölner Klinikum gegründete Initiative für Krebskranke. Seit 2001 in einem eigenen Haus bündeln sich hier die vielfältigen Angebote aus dem Bereich der Psychoonkologie für stationäre, ambulante und ehemalige Patienten.
- ⁴ Die 1992 gegründete Akademie für Bildung und Forschung der deutschen Krebshilfe e.V. steht auf dem Universitätsgelände in unmittelbarem Bezug zum Dr. Mildred Scheel-Haus, dem Sitz und der stationären Einrichtung des Zentrums für Palliativmedizin.
- ⁵ Die JCW ist eine Schule auf dem Campus der Universitätsklinik, in der Kinder und Jugendliche unterrichtet werden, die stationär oder tagesklinisch behandelt werden.

Unser Logo zeigt die Überschrift, unter der Seelsorge hier an der Uni-Klinik steht. Seelsorge – gemeinsam Hoffnung suchen. Dieses von unseren unmittelbaren Vorgängern hier entwickelte Motto empfand ich immer als eine gute Präzisierung unseres Auftrags. Die Worte in dem Logo sind bewusst so gesetzt, dass man sie auch als drei Attribute zu „Seelsorge“ lesen kann:

Gemeinsam □ Hoffnung □ Suchen.

Mir gefällt daran das Offene, das Tastende, das je Individuelle: keine fertigen Antworten, keine Rezepte. Aber was ist dabei der verbindliche Horizont für diese Hoffnung?

Mir kommt dazu immer ein Satz aus dem Alten Testament, aus Psalm 27, in den Sinn,

der mir wie eine Quintessenz der neutestamentlichen Botschaft Jesu vom Reich Gottes scheint:

„Nur Eines erbitte ich, danach verlangt mich: *im Haus des Herrn zu wohnen, alle Tage meines Lebens*“ (Ps 27,4).

Dieses Bild – religiöse Sprache ist ja oft Sprache in Bildern – scheint mir der Horizont der Hoffnung: zu wohnen im Haus Gottes. Dieses Haus steht für etwas Großes: für einen Horizont in einer ganz anderen Dimension: Heimat haben, Geborgensein, Leben in Fülle, – in einem ganz grundsätzlichen, fundamentalen Sinn.

Eine Heimat jenseits dieser Welt, aber unsere Welt umfassend, sie bergend. – Und gleichzeitig in sie hineinragend ...

Ganz anders, eine viel größere Wirklichkeit und Heimat, aber:

*nicht nur „jenseitig“ – a u c h
diesseitig!*

„Im Haus Gottes wohnen – alle Tage meines Lebens.“

Damit ist an dieser Stelle des Psalms nicht etwa ein späteres Leben, ein Leben nach dem Tod, gemeint. Es geht um *dieses* Leben, um Leben in Fülle – *hier und jetzt!*

Die Verheißung darin ist: Es ist möglich im Hause des Herrn zu wohnen – in diesem Leben. Und der Beter oder die Beterin dieses Verses hat den einen Wunsch, die tiefe Sehnsucht:

„im Haus Gottes zu wohnen – alle Tage des Lebens.“

Sie oder er hat offenbar eine Ahnung davon, wahrscheinlich schon die Erfahrung gemacht, was es heißt, im Hause Gottes zu wohnen. Wie gut das ist, wie sättigend, welchen Einklang mit dem Leben dies bedeutet ..., dass sie nur diesen einen Wunsch hat:

es möge jeden Tag ihres Lebens so sein ...

Warum rede ich davon – weil dieser Horizont, dieses größere Verständnis von Leben,

dieses diesseitig-jenseitige Leben, ein anderes Licht wirft auf das Verständnis von menschlichem Leben in dieser Welt, – um das im Krankenhaus so oft gekämpft wird.

In dem Psalm ist erstaunlicherweise überhaupt nicht die Rede von der Länge des Lebens! Es geht um Lebensqualität, eine besondere Lebensqualität, nämlich:

„im Hause Gottes zu wohnen“.

Was das ist, lässt sich nur vorsichtig umschreiben. Es geht um so etwas wie innerlich zur Ruhe kommen, Angekommen-Sein, zu spüren: So wie es ist, ist es gut; ich bin Teil einer guten Schöpfung, in allem Chaos, in allem Wahnsinn, in aller Fassungslosigkeit und Trauer: Wir sind im Letzten geborgen – jetzt, in diesem Moment, und immer.

Im Tiefsten vertrauen zu können: Am Ende, ganz am Ende stehen nicht Chaos und Vernichtung, sondern Leben und Heil – für mich, für meine Lieben, für alle Menschen in dieser Klinik, für alle, alle – für nicht weniger als für die ganze Schöpfung: *wir alle sind in den Händen eines guten Gottes.*

Das Leben, unser menschliches Leben hier in dieser Welt, ist ein sehr großes Gut, aber – mit den Augen des Glaubens gesehen – dürfen wir es nicht verabsolutieren – manchmal wird es sogar unmenschlich, wenn es verabsolutiert wird.

Nach all den Jahren in diesem Beruf scheint mir *genau das unser zentraler Auftrag* im Krankenhaus zu sein: für diese andere, größere Perspektive von Leben zu stehen.

Gerade für eine Klinik der Maximalversorgung, noch dazu eine Uniklinik – in der nicht nur schwerst-krank Menschen behandelt werden, in der darüber hinaus auch geforscht wird, die den Auftrag unserer Gesellschaft erfüllt, Entwicklung voranzutreiben, und für die darüber hinaus der wirtschaftliche Druck, immer weiter in ihren Leistungen und Umsätzen wachsen zu müssen, stetig zunimmt, mit all der sich aus die-

sen Faktoren ergebenden Eigendynamik – scheint mir diese Gegenperspektive enorm wichtig.

Sie ist ein wichtiger Teil in dem Bemühen aller hier, den Menschen – bei allem Eifer und bei allem Druck und bei allen großartigen Erfolgen und Fortschritten – nicht aus den Augen zu verlieren. Und ganz wichtig, um – aus der Perspektive des Glaubens gesprochen – das „*Wohnen im Haus des Herrn*“ nicht aus den Augen zu verlieren.

Denn dann kommt so manch einfache Wahrheit wieder in den Blick, und die Dinge kommen – jedenfalls aus meiner Sicht – wieder ins rechte Lot:

- Zum Leben gehört die Geburt – und gehört der Tod.
- Manchmal ist „Lassen“ besser als das Tun.
- Das Alter an sich ist keine Krankheit, es ist die Zeit der Vorbereitung auf den Tod.
- Es ist Teil des Sterbeprozesses, dass Organe versagen. Der Tod kann sich nur ereignen, wenn dies auch zugelassen wird ...
- Die Alten müssen gehen, um den Jungen Platz zu machen, ohne diese über Gebühr zu belasten.

Es spricht für eine Klinik, dass diese Anfragen an vielen Stellen ausgehalten werden, in einigen Bereichen sogar erwünscht sind. Es spricht für eine Klinik, dass sie sich uns Seelsorger überhaupt „leistet“ und uns einen guten Platz einräumt.

Und – auch das ist erwähnenswert: Es spricht für einen Bischof, dass sein Bistum vergleichsweise viele Mittel für die Krankenhausseelsorge zur Verfügung stellt und so einen – im Vergleich mit anderen Diözesen – relativ guten Stellenschlüssel ermöglicht.

Wir haben manchmal einen schweren Beruf: Hoffnung mit Menschen zu suchen die sich am diametralen Gegenpol von „Hoffnung-Haben“ befinden. Manchmal in

Situationen in denen die eigene Kapazität des aushalten-Könnens eigentlich schon erschöpft ist ...

Ich nehme aber auch die Erfahrung mit, einen wunderschönen Beruf zu haben, der mich immer wieder – oft genug dann, wenn ich es im Vorhinein am wenigsten erwartet hätte – in besonderer Weise in Berührung bringt mit dem großen Geheimnis, das wir Gott nennen.

Anmerkung:

Für die Veröffentlichung bearbeitetes Manuskript der Rede anlässlich der Verabschiedungsfeier von Pastoralreferentin Anne Kruse und Pastoralreferent Thomas Otten als Krankenhausseelsorger(in) der Uniklinik Köln am 18. Juli 2013

Es gibt Grenzen

oder: Jedem Abschied wohnt ein Zauber inne

Als im Priesterseminar einmal die Altersversorgung angesprochen wurde, habe ich nur mit dem Kopf geschüttelt. Ich konnte mir nichts anderes vorstellen als priesterliche Dienste bis zum Tod. Eine Pensionierung wäre bürgerlicher Verrat an der Nachfolge.

Das ist 50 Jahre her. Die Kirche in Deutschland hat sich verändert, ich habe Erfahrungen gemacht und vermute, dass ich über Nachfolge zu eng dachte. Vor 10 Jahren nahm ich Abschied – von der Gemeindegemeinschaft. Viele Eindrücke sind noch frisch. Ich habe meine Pensionierung so erlebt:

In den letzten Dienstjahren stieß ich hart an Grenzen. Als ich 1975/76 Gemeindepfarrer in 3 Aachener Gemeinden wurde, arbeitete mit mir in einem Pastoralteam 3 Kapläne. Im Jahr 2003 arbeitete ich mit einem Gemeindefreizeitreferenten, einer Gemeindefreizeitreferentin, einem Verwaltungsmitarbeiter und sehr vielen Ehrenamtlichen – im Taufvorbereitungskreis und Beerdigungsdienst, im Caritasausschuss und Arbeitskreis Eine Welt, in der Frauengemeinschaft und der Pfarrbriefredaktion... Dazu kamen besondere Aufgaben und Projekte, zuletzt der Einsatz für Flüchtlinge und der Bau eines Seniorenzentrums. Trotz vieler Ehrenamtlicher wurde ich nicht überflüssig, sondern ich stieß durch die veränderte Situation und durch mein Alter vielfach an Grenzen:

– Ich konnte nicht beliebig viele Gottesdienste mit Anteilnahme feiern. Das Predigen wurde schwer, denn ich konnte nicht so viel leben, wie ich predigte – und wusste nicht, ob ich so viel glaubte, wie ich predigte.

- Ich konnte nur eine begrenzte Anzahl persönlicher Gespräche führen und Menschen begleiten.
- Ich konnte jeden Abend nur an einer Sitzung von Mitarbeiterkreisen teilnehmen.

Natürlich hatte ich schon lange die Gemeinden und Gremien zur Selbstständigkeit ermutigt. Manche Gruppen trafen sich selbstverständlich ohne mich. Ich ging längst nicht mehr zu allen Sitzungen der Gremien. Ich hatte delegiert. Die Zahl der Gottesdienste wurde verringert. Manche Menschen hatten Verständnis, andere stellten Forderungen oder äußerten massiv Enttäuschungen. Der äußere Druck und der Druck, den ich mir selbst machte, und mein Ungenügen wurden immer größer. Ich erappte mich dabei, in einem Gespräch unaufmerksam oder ungeduldig zu sein, schon an den nächsten Termin zu denken. Es wuchs mir über den Kopf. Die guten Ratschläge „Du musst öfter „Nein“ sagen“ oder „Wenn Du getan hast, was du kannst, dann ist es doch gut, gib den unfertigen Tag am Abend in Gottes Hände“, diese und andere Ratschläge halfen mir nicht. Als z. B. in einer Novemberwoche 8 Gemeindeglieder starben, waren manche Familien mit einem Wortgottesdienst zufrieden, den Ehrenamtliche wirklich gut hielten, aber manche Familien erwarteten aufgrund der Verbundenheit mit der Gemeinde oder ihrer Mitarbeit doch eine Messe, also auch Trauerbesuch und Predigtvorbereitung. Und ich wollte die Menschen gerade in dieser kritischen Situation nicht enttäuschen. Wozu weitere Beispiele? Wer in der Gemeindegemeinschaft steckt, weiß wovon ich spreche.

Ich bat das Bistum um eine kleinere Aufgabe. Vergeblich. Ich konnte nicht mehr, deshalb zog ich mit 65 Jahren die Notbremse. Ich brauchte Zeit zum Nachdenken. Schon seit ein paar Jahren fragte ich mich z.B. „Was glaube ich, wenn ich es nicht predige?“ oder „Wer bin ich, wenn ich nicht mehr der Pfarrer von NN bin?“

28 Jahren hatte ich in 3 Gemeinden gearbeitet; deshalb wollte ich einen klaren

Schnitt machen, auch und weil mir der Abschied von vielen Menschen schwer fiel. Ihr Vertrauen und dann ihr Dank waren für mich kostbar.

Da die Stelle nach meiner Verabschiedung länger vakant blieb, konnte ich eine neue, viel kleinere Wohnung in der Eifel renovieren lassen. Ich räumte in Ruhe das Pfarrhaus aus: ein Stück Trauerarbeit. Ich konnte nicht alles mitnehmen! Nur für weit weniger als die Hälfte der Bilder, der Bücher, der Andenken und Geschenke war Platz.

Lebensreise

Um den Kopf frei zu bekommen, plante ich das, was ich „Lebensreise“ nannte. Ich wollte an geeigneten Orten über die wichtigsten Fragen meines Lebens und Glaubens nachdenken. An 6 Stationen wollte ich jeweils etwa 4 Wochen bleiben, dazwischen jeweils 4 Wochen zu Hause die Eindrücke verarbeiten und die neue Station vorbereiten. Das war kein fester Plan, nur ein roter Faden. Die innere Reise war wichtiger, und ich wollte niemand Rechenschaft schuldig sein, ob ich länger oder kürzer bliebe oder das ganze Vorhaben abbräche. Termine nahm ich für ein Jahr nicht an.

Die 1. Station war Auschwitz. Ich lebte im „Zentrum für Dialog und Begegnung“ gegenüber dem Stammlager und ging fast täglich ins Stammlager oder nach Birkenau. Meine Gedanken kreisten um Fragen wie: Wo war Gott in Auschwitz? Was ist das für ein Gott, der Auschwitz zulässt? Wie sieht eine Welt ohne Gott aus? Ich las Bücher zur Gottesfrage, zu Auschwitz, sah Videos, führte Gespräche.

Die 2. Station war eine Wanderung durch die Wüste Sinai: Ich bestieg den Mosesberg und wanderte 10 Tage nur mit einem Beduinen durch die Wüste. Wie hat Glauben angefangen – damals? Welche Erfahrungen haben Juden mit ihrem Gott gemacht? – Ich erfuhr: In die Wüste kann man nicht mit einem Konzept gehen. Sie fordert heraus –

und da es keine äußeren Ablenkungen in der Wüste gibt, hält sie einen Spiegel vor. Bei der Wüstenwanderung stiegen verdrängte Konflikte und Enttäuschungen aus der Vergangenheit hoch.

Die 3. Station war der See Genezareth. Fast 4 Wochen saß ich am Ufer, las in den Evangelien, las Bücher über Jesus und seine Zeit und konnte darüber nachdenken, was Jesus für mich bedeutete. Da ich 40 Jahre vorher als Diakon schon einmal am See Genezareth gewesen war, konnte ich meine Vorstellungen von damals mit dem vergleichen, was daraus geworden war. – Die letzten Tage schloss ich mich einer Gruppe an und fuhr mit zu den Jordanquellen und nach Jerusalem.

Rom war die 4. Station. Zunächst wohnte ich in St. Paul vor den Mauern. Die Papstreihe in der Kirche und ein Buch dazu halfen mir, darüber nachzudenken, was aus Jesu Botschaft gemacht wurde oder geworden ist. Ich beschäftigte mich ein wenig mit der Geschichte der Kirche, mit meiner Geschichte mit der Kirche, meinen Verletzungen... Ich bedachte, warum ich noch in der Kirche bin und wo ich meinen Platz in der Kirche sehe.

Die 5. Reise ging nach Brasilien. Kirche ist nicht nur Rom. Vor der Reise studierte ich intensiv die Befreiungstheologie; in Brasilien konnte ich L. Boff treffen, besuchte Basisgemeinden und ein Partnerschaftsprojekt einer meiner früheren Gemeinden. Ich erlebte Kirche als Netzwerk von Menschen auf der Seite der Armen.

Schließlich (6. Station) lebte ich 4 Wochen in einer kleinen Ordensgemeinschaft am Rand von Aachen und dachte über meine Zeit im Bistum und in der Stadt Aachen nach. Ich vereinbarte Gespräche mit Menschen, die in meiner Dienstzeit für mich wichtig gewesen waren.

Mit Exerzitien wollte ich die Reise abschließen. Ich habe zwar Exerzitien gehalten, aber ich kam nicht zum Abschluss. Das ist auch in Ordnung.

Neue Aufgaben

Nach der Lebensreise und in der Eifel begann wirklich ein neuer Lebensabschnitt.

Ich suchte mir neue Aufgaben. Ich wurde u. a. ehrenamtlicher Mitarbeiter bei Misereor und Subsidiar in der Region Eifel.

Die wichtigsten Grundgefühle meines Lebens sind seitdem Freiheit und Dankbarkeit.

Ich bin frei in dem, was ich tue. Ich tue inzwischen wieder sehr viel. Aber ich muss nichts. Ich erlebe mein Leben wie eine große Erntedankfeier. Ich werde z.B. eingeladen zum Jubiläum des Seniorenzentrums und der Beratungs- und Begegnungsstätte für Flüchtlinge, an deren Entstehen ich beteiligt war. Ich werde von früheren Kommunionkindern gebeten, ihre Hochzeit mit ihnen zu feiern. Ich bekomme Besuch, Weihnachtspost ... Ich darf dankbar erleben, welche reiche Früchte meine Arbeit trägt. Aber Vorsicht! Ich will nicht in der Vergangenheit leben oder mich nicht in die früheren Gemeinden einmischen. Mein Nachfolger macht manches anders als ich. Ich habe auch manches anders gemacht als mein Vorgänger.

Ich bin viel alleine und darf es genießen. Ich denke oft: Ich bin so reich: Ich habe satt zu essen, ich habe sauberes Wasser: für eine Milliarde Menschen keine Selbstverständlichkeit. Ich habe eine Wohnung und Kleidung. Ich habe den Dienst ohne bleibende Schäden überlebt, bin gesund und habe eine gute ärztliche Versorgung. Großartig! Ich habe Beziehungen zu vielen Menschen, die ich schätze und die mich schätzen. Wunderbar! Ich habe Aufgaben, die mir Freude machen. Ich habe keine finanzielle Not. Und, und, und. Ich bin sehr reich. Das wird mir auch durch die Arbeit bei Misereor bewusst.

Natürlich verstehe ich manches nicht, was in den Gemeinden geschieht, in denen ich aushelfe. Aber das ist nicht meine Verantwortung! Die Rolle des Pensionärs ist anders als die eines Pfarrers. Ich halte mich zurück. - Manche Kollegen freuen sich über meine

Mitarbeit, andere schotten sich stark ab. Von andern Pensionären erfahre ich, dass sie unter Ablehnung oder geringer Wertschätzung leiden.

Intensiver als jemals zuvor beschäftige ich mich mit Glaubensfragen – und mein Abstand zu einer Kirche, die oft kleinlich, rechthaberisch und verbissen wirkt und mit sich selbst beschäftigt ist, wird größer.

Ein Leitbild wurde für mich Abraham, wie er in Genesis 18 beschrieben wird. Er war aufgebrochen und war viel unterwegs. Er ist alt geworden. Aber er verkriecht sich nicht im Zelt, sondern sitzt vor dem Zelt. Er ist offen geblieben und gastfreundlich. Da kommt Gott zu ihm. Abrahams Hoffnung soll erfüllt werden.

Sechs Bedeutsamkeiten

Natürlich ist jeder auf seine eigene Weise Priester und nimmt auf seine Weise Abschied vom Gemeindedienst. Im Nachhinein waren für mich 6 Dinge besonders bedeutsam:

1. Ich habe diesen Schritt zeitig getan habe: Dadurch konnte ich den neuen Lebensabschnitt gestalten und war nicht körperlich und seelisch-geistig so erschöpft, dass ich dazu nicht mehr in der Lage gewesen wäre. Das kommt auch meinen jetzigen Diensten zugute.
2. Ich habe einen klaren Schnitt gemacht, um nicht in der Vergangenheit gefangen zu bleiben. Die Eindrücke der Lebensreise halfen mir zu einem Perspektivwechsel. - Die Lebensreise war eine von mehreren Möglichkeiten, die ich erwog. Eine Alternative wäre es gewesen, den Jakobsweg zu gehen.
3. Der räumliche Abstand der neuen Wohnung (50 km vom früheren Wirkungsort) erleichtert es mir, wirklich loslassen zu können.
4. Mir tut es gut, durch die Mitarbeit bei Misereor eine neue Aufgabe zu haben, die nicht reduzierte Gemeindegarbeit ist.

Das weitet den Blick. Zahlreich andere Möglichkeiten boten sich an, da rüstige Rentner gesucht sind.

5. Ich genieße es, an schönen Dingen teilzunehmen, die ich vorher nicht wahrgenommen habe, z. B. Fortbildungen und Filmbesuche. Ich freue mich an der Schöpfung.
6. Ein Priester, bei dem ich seit Jahren Exerzitien machte, hat mich bei allem begleitet und ermutigt.

Manchmal denke ich an die Zukunft, denn Bekannte sterben und ich weiß, dass dem Lebensabschnitt, den ich jetzt lebe, eine Zeit von Krankheit und Hilfsbedürftigkeit folgen kann. Ich sage mir selbst: Sorg nicht für den morgigen Tag. Der morgige Tag wird für sich selber sorgen.

Axel Hammes

Teufelswerk am Ende

Gedanken zur Gestalt des Bösen in der Johannesoffenbarung

Immer wieder hat es bis in die jüngste Theologiegeschichte hinein Versuche gegeben, der christlichen Theologie „den Teufel auszutreiben“. In einem rationalen Diskurs über die Ursache für das Böse in der Welt scheint ein mythisches Wesen nichts verloren zu haben. Und wird nicht auch die Fallhöhe der menschlichen Freiheit weitgehend nivelliert, wenn ein Relikt aus mythischem Denken als Erklärung für dieses dunkle Geheimnis unseres Lebens herhalten muss?¹ Mittlerweile aber hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass die Sprache des Mythos eine Schicht der Wirklichkeit zum Ausdruck bringt, die sich in rein deskriptive Sprache nicht auflösen oder vollständig übersetzen lässt. Statt fruchtlose Debatten über das Für und Wider einer Existenz des Teufels auszutragen, gilt es danach zu fragen, welche Wahrheit sich denn in der personalen Verdichtung des Bösen zu einem mythischen „Wesen“² ausspricht.

Das letzte Buch der Bibel bringt die abgründige Macht des Bösen ungemein facettenreich und in eindringlichen Bildern zur Sprache.³ Und doch tritt der eschatologische Gegenspieler Gottes nur höchst selten persönlich auf die Bühne des Endzeitdramas. Direkt befassen sich nämlich lediglich zwei Visionen mit dem Geschick Satans. Nur hier erscheint er selbst als Handlungsträger des visionären Geschehens. Während Offb 12,1-17 von einem Kampf im Himmel und dem Sturz Satans auf die Erde berichtet, handelt die Visionsfolge in Offb 20,1-10 von seiner endgültigen Bezwingung. Beide Abschnitte hat der Seher Johannes eng aufeinander

bezogen. Dadurch will er seinen Lesern eine dramatische Dynamik „nach unten“ vor Augen führen. Das soll ihnen helfen, ihren eigenen Standort in einer Weltordnung auf Abruf klarer zu erkennen. Diese Dynamik aber macht sich bereits bemerkbar in der Art, wie die Gestalt des Teufels in den beiden Visionen vorgestellt wird, nämlich durch eine viergliedrige Namensliste, die sich in ihrer feierlichen Reihung fast wie eine Litanei liest.

Die „Namen-des-Bösen-Litanei“ der Apokalypse

Die Vorliebe der Johannesoffenbarung für Aufzählungen und Reihungen durchzieht ihren Text von Anfang an. Bereits das Präskript des Buches (Offb 1,4-8) präsentiert Christus in einer stattlichen Reihe von sechs Prädikationen umfassend als den eigentlichen Urheber des Werkes und als den Herrn der angeschriebenen Gemeinden, der allen die entscheidende Macht in seinen Händen hält. Nicht nur Gott und sein Messias, sondern auch andere zentrale Gestalten aus der Sinnwelt des Sehers werden durch derartige Reihungen den Lesern vorgestellt. Dabei spielt das Wissen um die eigentliche Bedeutung von Namen eine herausragende Rolle (vgl. Offb 13,17f; 17,5; 19,12f). Insbesondere beim unbekanntem Namen des Reiters auf weißem Pferd, „den niemand kennt als er selbst“ (19,12b), dürfte das Bewusstsein davon mitschwingen, wie sehr Namen die Funktion eines bloßen Etiketts übersteigen. Sie machen vielmehr das Wesen einer Person zugänglich, und wer den richtigen Namen kennt, gewinnt – archaischer Vorstellung gemäß – Verfügungsgewalt über den Anderen.⁴

Dieser Aspekt dürfte auch für die viergliedrige Namensliste des Bösen in Offb 12,9f und 20,2f von großer Bedeutung sein. Es ist nämlich der Moment seines Machtverlusts, in dem durch die vierfache Namensnennung das Unwesen des Widersachers restlos enthüllt wird. Im Blick auf seine in Offb 13 offengelegte „Imitationskunst“ kann auch von der Enttarnung des notorischen Falschspielers im Endzeitdrama gesprochen wer-

den. Das ganze Spektrum der alttestamentlichen Tradition kommt dafür zum Einsatz.⁵ Doch bringt auch schon die Vier-Zahl der Namen die „Totalität“ des Vorgangs zum Ausdruck, dem der folgende Hymnus in 12,10 die sich nun unaufhaltsam durchsetzende Wirklichkeit des Heils gleichfalls mit einer Viererkette von „Rettung – Kraft – Königsherrschaft – Macht“ entgegengesetzt.⁶ Zudem verstärkt die Namensreihe rhetorisch den in 12,8 geschilderten Kontrast zu jenem Raum, von dem die Leser seit der Thronsaalvision wissen, dass allein in ihm kosmische Ordnung und letzter Sinn verbürgt sind (vgl. Offb 4,8-11; 5,13). Die Gestalt des Satans ist personifizierte Auflehnung dagegen. Deshalb wird er vom Seher als absolut inkompatibel mit der himmlischen Welt charakterisiert. Die Leser sollen so hinreichend aufgeklärt werden über die Tiefendimension der Geschichte. Sie brauchen sich weder von den Machtdemonstrationen des Bösen einschüchtern zu lassen, noch werden sie der Faszination seiner Täuschungsmanöver erliegen.

Die erste Namenslitanei in *Offb* 12,9 zerfällt in zwei Teile. Während die ersten beiden Prädikationen auf Tiermetaphorik zurückgreifen, werden in den beiden folgenden Gliedern Prädikationen verwendet, die in neutestamentlicher Zeit schon zu Eigennamen geworden sind:⁷

- [1] der große *Drachen*,
- [2] die alte *Schlange*,

die genannt wird

- [3] *Teufel* und
- [4] der *Satan*

Die personifizierte Macht des Bösen wird in allen Dimensionen ihres Wesens umfassend namhaft gemacht. Denn in gewisser Weise repräsentieren „Schlange“ und „Drache“ das Böse als zerstörerische Chaosmacht in Urzeit und Endzeit. Für die Figur der Drachen [1] ergibt sich die Zuordnung zur eschatologischen Seite ganz ungezwungen aus dem

unmittelbaren Kontext der beiden großen Zeichen am Himmel (12,1-3), also unabhängig von der Herleitung dieser Konfliktgeschichte aus biblisch-jüdischer Überlieferung⁸ oder aus der paganen Religionsgeschichte⁹. Ob nun vor dem Hintergrund einer Theogonie oder mit Bezug auf die Grundlegung der Schöpfung: In jedem Fall wird mit dem Sturz des Drachen aus dem Himmel ein traditionell eher protologischer Topos von Johannes eschatologisch gewendet. Denn es ist die Geburt des mit messianischen Zügen ausgestatteten Kindes (vgl. Offb 12,5), die letztlich diesen Absturz verursacht (vgl. 12,11).

Der zweite Name spielt hingegen unverkennbar auf die Schöpfungsgeschichte an. Einerseits stellt die Qualifikation der Schlange als „alt“ [2] die Erinnerung an den Sündenfall im Paradies sicher (vgl. Gen 3,1), wo sie die ersten Menschen zur Auflehnung gegen Gott angestiftet hat. Andererseits wird mit dem Rekurs auf die „Nachkommenschaft“ der Sonnenfrau (Offb 12,17), die in der Urgeschichte grundlegende Rivalität zwischen „Schlangenbrut“ und „Menschheit“ aufgegriffen (vgl. Gen 3,15).

Die beiden folgenden Glieder der Kette werden zwar bei Johannes wie Eigennamen verwendet. Doch haben sie dadurch ihre ursprüngliche Bedeutung als Funktionsbegriffe noch nicht völlig abgestreift. Im Blick auf Texte wie Mt 4,1-11; Joh 8,44 und Offb 20,10 könnte bei „Teufel“ [3] der Akzent stärker auf der Verkehrung der göttlichen Ordnung in ihr zerstörerisches Gegenteil liegen. Mit diesem Namen würden alle seine Anstrengungen zur Entzweiung der Wirklichkeit verbunden sein, die allein auf Lüge und Täuschung aufbauen. An „Satan“ [4] hingegen könnte noch die ursprüngliche Wortbedeutung haften, die ihn als Ankläger vor Gericht ausweist (vgl. Sach 3,1-10; Hi 1,6-11). Als Widersacher schlechthin macht er Gott das Recht an den Menschen streitig, wie dann Offb 12,10 auch ausführt.

Zugleich stellen aber beide Namen auch eine Beziehung her zwischen dem visionären Geschehen und der Lebenswirklichkeit der Adressaten, wie sie vom Seher vor allem in den sieben Sendschreiben angesprochen und

gedeutet wird (Offb 2-3). So wird der Gemeinde von *Smyrna* angekündigt, dass „der Teufel“ höchstpersönlich einige ihrer Glieder ins Gefängnis werfen wird (Offb 2,10). Staatliche Gewalt erscheint so als bloßer Handlanger des Bösen schlechthin. Wie weit aber die weltliche Macht tatsächlich reicht, das wiederum enthüllt der Gemeinde die Schau des Sehers. Angesichts der begrenzten Frist (Offb 12,12.14) sollen Christen in den Repressionen der Staatsmacht nichts weiter erkennen als ein verzweifeltes Aufbäumen gegen ihren unwiderruflichen Verfall und definitiven Zusammenbruch (vgl. Offb 20,1-3.7-10). Damit wird auch der zweifelhafte Vorzug *Pergamons*, der Wohnsitz Satans zu sein (Offb 2,13), entlarvt als die nichtige Demonstration einer dem Untergang geweihten Stärke und Bedeutung.

Direkt an die letzte Namensprädikation [4] schließt sich noch eine Tatprädikation an. Der Satan gilt insbesondere als „der den ganzen Erdkreis (*oikouméne*) Verführende“[a]. Die auf seinen Sturz aus dem Himmel folgende Periode des endzeitlichen Kampfes wird so unter das eine und einzige Vorzeichen der „Verführung“ gestellt. Dies ist nämlich die letzte Potenz, die ihm noch geblieben ist. Denn die Siegesmeldung aus dem Himmel gibt deutlich zu erkennen, dass der Teufel durch seine Verbannung aus dem himmlischen Hofstaat auch seine ursprüngliche Rolle als „immerwährender Staatsanwalt“ vor Gottes Gericht eingebüßt hat: „Hinabgestürzt wurde der *Ankläger* unserer Brüder, der sie vor unserem Gott *verklagt Tag und Nacht*“ (vgl. 12,10c [b]). Christen leben in einer Zeit der unwiderruflich eingeleiteten Demontage des Bösen. Seine Macht ist bereits entscheidend depontenziert.

Die zweite Namensliste in *Offb 20,2f* scheint auf den ersten Blick wenig Neues zu bieten. Doch ist nun tatsächlich von seiner Funktion als Ankläger der Menschen vor Gott keine Rede mehr. Ferner hat der Drache die Qualität der „Größe“ eingebüßt. Sein Handlungsspielraum scheint gleich in mehrfacher Hinsicht eingeschränkt zu sein: Erstens reduziert er sich allein auf „Verführen“, das zweitens nicht mehr die gesamte *oikou-*

méne umspannt, sondern unbestimmter, ja wahlloser „die Völker“. Und drittens wird ihm für diesen letzten Kraftakt nur noch eine kleine Frist eingeräumt (20,3fin).

Und [der Engel] ergriff

[1] den *Drachen*,
[2] die alte *Schlange*,
die ist [3] der *Teufel* und
[4] der *Satan*, ...

damit er die
Völker nicht
mehr *verführe* [a]

Offb 20,8 zufolge wird sich Satan an die „Enden der Erde“ bemühen müssen, um seine Streitmacht zusammenzuwerfen, die dann aber immerhin dem nicht mehr zu zählenden Sand des Meeres gleichkommt. Seinen letzten Kampf muss er als eine amputierte Größe bestreiten. Seine Verwahrung (20,1-3) wie sein Aufbegehren (20,7-10) fördern eine bereits erledigte Figur zutage, die mit dem letzten Aufgebot unfreiwillig ihren Untergang vorantreibt. So schreitet zum Auftakt von Kapitel 20 ein aus dem Himmel herabsteigender Engel beherzt zur Tat. Die dichte Abfolge von gleich vier Aktionen auf dem engen Raum von Offb 20,2f lässt demgegenüber den Teufel als ein nahezu willenloses Objekt der göttlichen Maßregelung erscheinen. Wie er selbst durch staatliche Gewalt Christen ins Gefängnis werfen ließ (2,10), wird nun umgekehrt er in ein solches geworfen (20,3.7). Dadurch sind ihm für 1000 Jahre die Hände gebunden, kann er selbst seiner letzten verbliebenen Potenz zur „Verführung“ nicht nachkommen.¹⁰ Auch sein letzter Ansturm gehört noch in den Plan Gottes. War sein Status als „Verworfener“ Ausgangspunkt für alle seine weiteren Aktivitäten auf der Erde (vgl. 12,13), so laufen sie doch schnurstracks in nur eine Richtung, nach ganz unten, was der endgültige Hinauswurf in den Feuerpfuhl¹¹ für immer besiegelt.

Alles, was zwischen den beiden Teufelsvisionen aus Kapitel 12 und 20 erzählt wird, können die Adressaten demnach einordnen in den unaufhaltsamen Fall des Bösen. Davon ist ihre Zeit bestimmt. Was auch immer an Bedrohungen die christlichen Gemeinden auszuhalten haben, deuten sollen sie es als das vergeblich bleibende Aufbäumen einer in ihrem Kern tief verletzten Macht. Je heftiger die Konflikte ausfallen, um so mehr ist Gottes Gegenspieler mit seinen Verführungskünsten seinem Ende nahe.

Endzeitliche „Ersatzhandlung“ des Bösen

In der Psychoanalyse gelten solche Verhaltensweisen als „Ersatzhandlung“, die an die Stelle eines aufgrund von Ängsten oder Hemmungen unmöglichen Verhaltens treten. Die ursprünglich von einem bestimmten Trieb oder Bedürfnis geleitete Aktivität verlagert sich auf ein anderes Feld mit dem Ziel, am Ende eine vergleichbare Befriedigung zu erfahren.¹² Natürlich verbietet sich für eine mythische Figur jede einfache Übertragung einer rein individualpsychologischen Motivation. Aber der Struktur nach scheint mit „Verführen“ in der Johannesoffenbarung genau jene Ersatzhandlung bezeichnet zu sein, die demselben Ziel dient, das vor dem Sturz des Teufels seine Tätigkeit als himmlischer Staatsanwalt verfolgte: Gott und seinem Machtbereich Menschen streitig zu machen.

Wenn man die nicht eben zahlreichen Belege für „verführen“ in der Johannesoffenbarung überblickt, so fällt als erstes ihre Konzentration auf die Vision von der Fesselung und endgültigen Bezwingung des Satans nach Offb 20,1-10 auf. Dort ist an gleich drei Stellen von „Verführung“ die Rede: zunächst von einem befristeten Aussetzen dieser Aktivität für tausend Jahre (V 3), dann von ihrer sofortigen Wiederaufnahme nach Ablauf jener Frist (V 8), bis zu ihrer definitiven Unterbindung durch den Sturz Satans in den eschatologischen Strafort (V 10). Am Ende scheint sich also in diesem „Verführen“ noch einmal all das zu ver-

dichten, was das Wirken des Bösen nach der endzeitlichen Wende (vgl. 12,9–12) im Wesentlichen bestimmt. Folgerichtig beschränken sich die Belege für das Verb im visionären Hauptteil des Buches auf Stellen nach dem großen Einschnitt in Kapitel 12. Darüber hinaus findet sich noch ein weiterer Beleg in den Sendschreiben. Er schlägt eine wichtige Brücke in die Gegenwart der Gemeinden. Deswegen beginnen wir mit ihm.

Offb 2,20

Folgt man der Situationsbesprechung von Off 2,19, dann besteht absolut kein Anlass zur Sorge um die Gemeinde von *Thyatira*. Ihr wird nicht nur für die Gegenwart geistliche Vitalität bescheinigt, auch die Wachstumsprognose für die nahe Zukunft fällt mehr als günstig aus. Nur eine aus der Sicht des Sehers selbsternannte Prophetin wird als schwere Gefahr dargestellt und deswegen mit dem beziehungsreichen Namen Isebel belegt.¹³ Nur hier erscheint „Verführung“ nicht allein als Gefahr von außen, sondern als brandgefährlicher Angriff aus der Mitte der christlichen Gemeinde. Offenbar will Johannes die Christen auf rigorose Abgrenzung gegenüber jeglicher Berührung mit paganer Religion einschwören, weil er ansonsten ihre religiöse Identität in Lebensgefahr sieht.

Für trügerisch hält der Seher den Anspruch der Prophetin und ihrer Anhänger, die „Tiefen Satans“ erkannt zu haben (vgl. Offb 2,24 mit 1 Kor 2,10).¹⁴ Vermutlich reklamierete die Gruppe um „Isebel“ für sich, dem Mysterium des Bösen auf den Grund gegangen zu sein, seine Abgründe durchschaut zu haben. Weil sie sich der Machtsphäre Satans überlegen wähnten, schienen Berührungssängste unangebracht. Was als nichtig erkannt ist, kann einem auch bei äußerer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben der Polis innerlich absolut nichts mehr anhaben. In den Augen des Sehers erliegen alle, die nach dieser Lehre ihren Glauben leben, einer verhängnisvollen Selbsttäuschung. Deshalb ordnet Johannes diese Lehre ein in die satanische Front der „Verführungen“.

Offb 13,14

Mit Schauwundern schindet das „zweite Tier“ bei den Bewohnern der Erde derartig Eindruck, dass es ihm gelingt, sein wahres Wesen zu verschleiern und kultische Verehrung zu erschleichen. Nur bei ihnen hat es durchschlagenden Erfolg. Wo immer aber in der Offenbarung von den Erdenbürgern die Rede ist, stehen sie auf der widergöttlichen Seite. Sie scheinen prädisponiert zu sein für diabolische „Verführung“. Rückwirkend freilich radikalisiert diese Vision das Gefahrenpotential, das in jener Diagnose steckte, die Johannes der Gemeinde von Thyatira ausgestellt hatte: „Die Protagonistin gegenwärtiger Gottesverführung, die Prophetin ‚Isebel‘, bewirkt innerhalb der christlichen Gemeinde dasselbe, was im umfassenden Horizont der Welt das zweite Tier tut“.¹⁵ Allen dualistischen Tendenzen seines Denkens zum Trotz kann für Johannes offenbar auch die Gemeinde ein Stück gottfeindlicher Welt werden, die im Begriff ist zu zerfallen.

Umgekehrt wird den Adressaten aber auch enthüllt, dass die Faszination dieser Macht auf Täuschungsmanövern (13,3.11) und hohlen Demonstrationen (13,12f) beruht. Deswegen eignet dem Verführen auch eine aggressive Kehrseite, die alle zu spüren bekommen, die sich dem zu entziehen suchen. Sie werden entweder getötet (13,15) oder vom ökonomischen und öffentlichen Leben weitgehend ausgeschlossen (13,17). Das Verführen des zweiten Tieres verfestigt vor allem den Widerstand der Erdbewohner gegen den einzigen und wahren Gott, indem sie ein Kultbild für das Tier anfertigen. Verführen als der auf alle Lebensbereiche ausgreifende Verblendungszusammenhang wird so für Johannes zum theologischen Schlagwort für die gesellschaftlich allein akzeptierte Existenzform der Gegenwart.

Offb 18,23

Auch in der groß angelegten Vision vom Untergang Babylons wird mit „verführen“ der Versuch bezeichnet, vom wahren und

einigen Gott abzuhalten.¹⁶ In den Fokus geraten vor allem die bisherigen Profiteure des Systems, die es durch ihre Handelsbeziehungen mit Rom, dem Babylon der Gegenwart, zu Wohlstand und Luxus gebracht haben. Aufgrund ihres politischen Gewichts und ihres Reichtums als Handelsmetropole verstand es die große Stadt, nicht bloß einige, sondern alle Völker in ihren Bann zu ziehen. Für Johannes wird Rom „zum Symbol für diese reiche und gottlose Stadtkultur“.¹⁷ Und wer mit ihr ins Geschäft kommt und Handel treibt, der verfällt aus der Sicht des Sehers am Ende selbst der Gottlosigkeit. Umgekehrt basiert aber dann auch der ganze Erfolg der Metropole allein auf ihrer Fähigkeit, eine Illusion zu erzeugen, indem sie verführt.

Offb 19,20

Die letzte Belegstelle schildert den Untergang der beiden Personifikationen des Bösen auf Erden: des Tieres als Verkörperung staatlicher Machtanmaßung sowie seines Propagandisten, des Pseudopropheten (vgl. Offb 16,13). Mit diesen beiden Gestalten verliert der Böse schlechthin seine in die irdische Geschichte verlängerten Arme noch vor seinem eigenen Ende. Die „endliche Überwindung der gegen Gott gewendeten Geschichte kommt darin zum Abschluss“. Zugleich ist es dem Verfasser offensichtlich ein Anliegen, auf die Aktivität zurückzublicken, mit der Gottes Gegenspieler nach seinem Sturz aus dem Himmel angetreten ist: zu verführen.

Besonderes Augenmerk fällt dabei auf den Pseudopropheten. Die summarische Beschreibung seines Wirkens liest sich wie eine gebündelte Urteilsbegründung, die noch einmal zusammenfasst, was bereits in Offb 13,11-17 ausführlicher geschildert wurde. Durch diese Einklammerung werden nun aber alle die anderen Aktivitäten des Pseudopropheten und der widergöttlichen Mächte, die er mobilisieren konnte, eingeschlossen in sein „Verführen“. Dies ist das eigentliche Vergehen, das hinter sämtlichen

seiner Anstrengungen steckt und sie letztlich motiviert hat. Der Drang zum Verführen erscheint als das Kontinuum und Grundübel einer sich gegen den Triumphzug des Auferstandenen stemmenden Unheilsgeschichte. Im Endgericht aber wird zwischen den Hauptverantwortlichen für die Verführung der Völker, diese Spiegelungen des Bösen ins Irdisch-Zeitliche hinein (vgl. Offb 12,18; 13,11), und ihrer Anhängerschaft zumindest graduell unterschieden (vgl. 20,13.15). Verführer und Verführte werden nicht völlig undifferenziert in ein Unheilskollektiv zusammengesprengt.

Theologische Konturen

An allen Stellen, wo Johannes ein „Verführen“ beschreibt, geht es ihm um den theologisch zentralen Punkt, dass allein dem einen und wahren Gott Anbetung und Verehrung zukommt. Dies sind aber für den antiken Menschen weniger Vollzüge seiner privaten Frömmigkeit, sondern sie haben Öffentlichkeitscharakter und machen bekannt, wem man sein Leben in all seinen Bezügen unterstellt. „Verführen“ ... bezeichnet in der Offb immer den Akt, Menschen zur Abgötterei zu führen, und wird stets auf den Teufel bzw. seine Untertanen zurückgeführt.¹⁸ Doch handelt es sich der Darstellung des Sehers zufolge nicht bloß um einzelne, wenn auch ständig wiederholte Akte. Er spricht von „verführen“ bewusst an exponierten Stellen seines Werkes und erfasst so das gesamte Koordinatensystem der Welt seiner Adressaten: die Gemeinde (2,20), das Imperium (13,14), die hellenistische Stadtkultur (18,23), die er metahistorisch fundiert im Geschick des Bösen (12,1-17; 20,1-10). Dadurch erscheint ihm die Heilsgemeinde von einer Welt der Verführung umstellt, deren Sogwirkung sogar schon in ihrer Mitte angekommen ist. Höchste Gefahr ist im Verzug, und das sicher nicht nur in Krisenzeiten totalitärer Regime. Denn sein Rekurs auf die Macht des Bösen ist mehr als rhetorische Strategie zur Dämonisierung von Gegnern, sie dient dem Geist der Unterscheidung. Und

dieser Geist, für den Johannes mit seinem visionären Buch streitet, vermag seinen kritischen Keil auch heute hineinzutreiben in die restlose Ökonomisierung menschlichen Lebens, die Existenzrecht meint nach geldwertem Vorteil zuteilen zu können, wie gleichermaßen hineinzutreiben in eine fragwürdige Dogmatisierung des säkularen Staates, wenn er Religion restlos aus dem öffentlichen Raum verbannen will.

Allerdings leistet die Verankerung der Lebenswirklichkeit seiner Gemeinden in einem mythischen Geschehen auch die entscheidende Relativierung der Bedrohung und Anfechtung durch die Mächte des Bösen. Das Kartenhaus der Verführung ist längst dabei, in sich zusammenzubrechen. Denn diesen alles erfassenden Drang zur Verführung gibt es nach Johannes in der Welt nur, weil der aus dem Himmel gestürzte Ankläger verzweifelt nach Ersatz für seine verloren gegangene Position sucht, wozu er alle Mittel des Verführens einsetzt (vgl. 12,9-13). Er tut dies im vollen Bewusstsein, dass ihm dazu nur wenig Zeit bleibt (12,12).¹⁹ Je hektischer aber am Ende Satan agiert, um so nachhaltiger befördert er damit nur seinen Untergang. Johannes hält mit seinem visionären Einblick in die mythische Tiefenstruktur der Geschichte das Bewusstsein dafür wach, dass Sünde und Schuld, Gewalt und Zerstörung eine Dimension eignet, die das Versagen menschlicher Freiheit übersteigt. Indem dies nicht in anonyme Strukturen des Bösen aufgelöst wird, gelingt es dem mythischen Denken der Johannesoffenbarung, das Nichtigkeits, Parasitäre und im Kern durch den Sieg des geschlachteten Lammes schon Überwundene und Entmachtete an den unzähligen Spiegelungen des Bösen in der Menschheitsgeschichte anschaulich aufzudecken²⁰ und so zu entlarven. Die *Gestalt* des Bösen leistet in seinem Werk einen entscheidenden Beitrag zur theologischen Entzauberung aller illusorischen und lebensfeindlichen Faszination durch die Macht des Bösen.

Anmerkungen:

- ¹ Große Wirkung ging aus von der Streitschrift des Tübinger Alttestamentlers *H. Haag*, Abschied vom Teufel. Vom christlichen Umgang mit dem Bösen (Theologische Meditationen 23). Einsiedeln 1969; vgl. zum neueren Stand der Diskussion *B. J. Claret*, Das Geheimnis des Bösen. Zur Diskussion um den Teufel (ITS 49). Innsbruck 2000. Weitgehend unerheblich für die Fragestellung hingegen: *I. U. Dalferth/K. Lehmann/N. Kermani*, Das Böse. Drei Annäherungen. Freiburg i. Br. 2011.
- ² Um die Eigenart seiner Existenzweise begrifflich klarer zu fassen, schlug dies vor der immer noch bedenkenswerte Beitrag von *H. Schlier*, Mächte und Gewalten im Neuen Testament (QD 3). Freiburg i. Br. 1958, 63.
- ³ Zum bibeltheologischen Hintergrund für den hier behandelten Zusammenhang: *S. Vollenweider*, Luzifer – Herrlichkeit und Sturz des Lichtengels. Eine Gegengeschichte zu Demut und Erhöhung von Jesus Christus, in: *JBTh* 26 (2011), 203-226; sowie die knappe aber instruktive Skizze von *M. Labahn*, Teufelsgeschichten. Satan und seine Helfer in der Johannesapokalypse, in: *ZNT* 28 (2011), 33-42.
- ⁴ In diese Richtung mit vielen anderen *A. Satake*, Die Offenbarung des Johannes (KEK 16). Göttingen 2008, 379.
- ⁵ Vgl. *H. Giesen*, Die Offenbarung des Johannes (RNT). Regensburg 1997, 288: „Es fällt auf, daß der Seher den Drachen mit allen im AT belegten Namen für den Teufel belegt ... Mit der Nennung der Namen ist nach antiker Anschauung das Wesen des Drachen durchschaut und seine Macht grundsätzlich gebrochen (Rumpelstilzchen-Motiv)“.
- ⁶ Vgl. dazu jetzt auch *E. Haag*, Ein großes Zeichen am Himmel. Tradition und Interpretation in Offenbarung 12, in: *TThZ* 121 (2012), 1-23, hier 13.
- ⁷ So zu Recht *A. Satake* a.a.O. 288 mit Anm. 414 unter Verweis auf Stellen wie *Offb* 1,9; 16,16; 19,11.
- ⁸ Dazu wird von zahlreichen Auslegern vor allem auf Texte wie *Jes* 26,17-27,1; 66,7-8 verwiesen, wo sich aber gerade für den Gegensatz von Drachen und Frau keine Parallele findet. Komplexer zur Traditionsgeschichte ist der Ansatz von *E. Haag* a.a.O., bes. 8-14. Umfassend zur Traditionsgeschichte dieser Vision: *J. Dochhorn*, Schriftgelehrte Prophetie. Der eschatologische Teufelsfall in *Apc Joh* 12 in seiner Bedeutung für das Verständnis der Johannesoffenbarung (WUNT 268). Tübingen 2010, bes. 254-307.
- ⁹ Einen guten Überblick zu den verschiedenen Versuchen bietet: *D. E. Aune*, Revelation 6-16 (WBC 52B). Nashville 1998, 667-674.
- ¹⁰ Spätestens daran dürften alle Versuche scheitern,

das Millennium (Offb 20,4-6) augustinisch als „Zeit der Kirche“ zu deuten; so neuerdings aber wieder E. Haag, *Der Sonntag als Herrentag und die tausend-jährige Christusherrschaft. Tradition und Interpretation*, in: *ThZ* 120 (2011), 26-45; zur Stelle bes. 32 mit Anm. 5. Doch ist eine bloß „relative Entmachtung“ Satans für diese Zeit durch nichts im Text angezeigt.

¹¹ Zur Bedeutung dieser Wendung vgl. H. Giesen, a.a.O., 221f. 426f.

¹² Vgl. dazu K. Lewin, Ersatzhandlung und Ersatzbefriedigung, in: G. Kafka (Hrsg.), Bericht über den XII. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg vom 12.-16. April 1931. Jena 1932, 382-384; sowie den Artikel „Ersatzbildung“ in: J. Laplanche/G.-B. Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M. 1973, 146f.

¹³ Im Hintergrund stehen die massiven Versuche der kanaanitischen Frau von König Ahab (875-853 v. Chr.), in Israel Baalskult und Baalspropheten zu etablieren (vgl. 1 Kön 16,31-34; 21,25f), was ihr den Vorwurf der „Hurerei“ und „Zauberei“ eintrug (2 Kön 9,22.30-34).

¹⁴ Mit diesem Topos könnte geradezu der Nerv des Streits getroffen sein, den der Seher mit seinen innergemeindlichen Gegnern austrägt. So: U. B. Müller, „Die Tiefen Satans erkennen ...“. Überlegungen zur theologiegeschichtlichen Einordnung der Gegner in der Offenbarung des Johannes, in: W. Kraus (Hg.), *Beiträge zur urchristlichen Theologiegeschichte* (BZNW 163). Berlin - New York 2009, 465-478, bes. 470f.473f.

¹⁵ U. B. Müller, „Das Wort Gottes“. Der Name des Reiters auf weißem Pferd (Apk 19,13), in: Ders., *Christologie und Apokalyptik* (ABG 12). Leipzig 2003, 312-325, hier 319.

¹⁶ Das ergibt sich nicht zuletzt aus dem komplexen Geflecht von Schriftbezügen um das zentrale Stichwort „Zauberei“ (= ‚*pharmakia*‘; vgl. bes. Nah 3,4; Jes 47,9.12).

¹⁷ U. B. Müller, *die Offenbarung des Johannes* (ÖTK 19). Gütersloh - Würzburg ²1995, 313.

¹⁸ A. Satake a.a.O. 170f.

¹⁹ Der permanente Beschleunigungsdrang einer globalisierten technischen Welt erforderte aus dieser Perspektive eine eindringliche theologische Kritik.

²⁰ Vgl. den sprechenden Titel des Buches von: L. Link, *Der Teufel. Eine Maske ohne Gesicht*. München ²2001.

Thomas Arnold

Zwischen Identitäts-suche und Ostalgie

Die Entwicklung der Jugendweihe und das Verhalten der Kirchen

Es war jener November 1954, als „Vertreter des Volkes“ dazu aufriefen, an der Jugendweihe teilzunehmen. Das Projekt der SED brachte Generationen von in der DDR aufgewachsenen Christen in einen Konflikt zwischen Staat und Kirche. Bis heute gehört die Frage um die Teilnahme an der Jugendweihe zur Biografie der ostdeutschen Jugendlichen.

Dabei war die Jugendweihe keine Idee der DDR-Regierung, sondern wurzelt in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Zusammenschluss mit den vom Protestantismus kommenden *Lichtfreunden* entwickelte die von der römisch-katholischen Kirche abgespaltene *deutschkatholische Bewegung* eine Feier als abschließenden Ritus ihres Jugendunterrichtes. Das neu geschaffene Fest wurde ausdrücklich in Opposition zur Konfirmation und Firmung zelebriert. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts etablierte sich dann der Begriff der *Jugendweihe*.

Doch schon bald folgte eine linkspolitische Durchdringung der kirchendistanzierten Gruppen. Durch das sogenannte Sozialistengesetz waren die linkspolitischen Kräfte gezwungen, sich unauffällige Orte zu suchen, wo sie zusammenkommen und ihre Gedanken in Gemeinschaft entfalten konnten. Die Feier der Jugendweihe prägten nun sozialistische, antireligiös eingestellte Parteien mit ihren Inhalten. Später wurde sie als *Proletarische Jugendweihe* bezeichnet und fand in Folge der Aufhebung des Sozialistengesetzes eine rasche Verbreitung.

Vorerst endete die Tradition der öffentlich veranstalteten Jugendweihe-Zeremonien mit der Machtergreifung Hitlers. Nur im Untergrund wurden weiterhin vereinzelt Jugendweihen gefeiert. Nachdem schon kurz nach der Kapitulation Deutschlands freireligiöse Gemeinden und verschiedene kommunistische Gruppen an die Jugendweihe-Erfolge vor 1933 anzuknüpfen versuchten, nahm 1948 die SED einen größeren Einfluss auf die bis dato unkoordinierten Entwicklungen, um sie stärker nach ihrem Willen zu gestalten. Da sich die SED aber zugleich in der neu gegründeten DDR nach Anerkennung in der breiten Bevölkerungsschicht sehnte, verbot sie 1950 offiziell die Durchführung der Jugendweihe.

Jugendweihe als Beginn eines neuen Lebensabschnittes

Mit diesem Beschluss schien die Thematik der Jugendweihe in dem neuen Staat obsolet geworden zu sein. Doch nach den Volksaufständen des 17. Juni 1953 entwickelte sich hinter verschlossenen SED-Türen erneut eine antikirchliche Stimmung. In hohem Tempo wurde deswegen im Winter 1953/54 ein *Bericht über die Tätigkeit der Kirche* vorgelegt, der als Konsequenz einerseits die Isolierung der Kirchenleitung, andererseits eine Intensivierung der staatlichen Aufklärungsarbeit zugunsten eines naturalistisch, marxistisch-atheistischen Weltbildes mit populär-wissenschaftlichen Methoden vorsah. Die Jugendweihe wurde eines dieser Mittel. Da man scheinbar um das hohe Konfliktpotential dieser Entscheidung wusste, entschied sich die Staatsführung, die Vorbereitungen geheim durchzuführen: „Wir [die Leitung der SED] weisen jedoch darauf hin, dass das parteimäßige Einwirken auf die in breitester Form zu bildenden Ausschüsse und deren Arbeit nicht dazu führen darf, dass praktisch die Partei die Jugendweihe durchführt. Nur wenn der breite Rahmen gewahrt und sichtbar wird, kann der erwartete Erfolg erreicht werden“, schrieb Walter Ulbricht in einem vertraulichen Brief am 2. November 1954 an

die örtlichen Parteileitungen. Der dann am 12. November 1954 veröffentlichte Aufruf, der von verschiedenen Personen aus dem gesellschaftlichen Leben unterzeichnet war, betonte, dass die Teilnahme an der Jugendweihe freiwillig sowie ungeachtet der Weltanschauung der Jugendlichen jedem möglich sei und die Feier der Beginn eines neuen Lebensabschnittes sein wolle.

Sanktionen von beiden Seiten

Anfänglich hohen Anmeldezahlen folgten rasch viele Abmeldungen. Grund des Gesinnungswandels der Jugendlichen waren die deutlichen Worte der Kirchen gegen die Teilnahme an der Jugendweihe Ende November 1954. Es schien zunächst so, als könnten sich die Kirchen durchsetzen. Die Anmeldezahlen blieben trotz heftiger Agitation auch in den kommenden Jugendweihe-Jahrgängen niedrig. In Folge dessen wurde mit der im Herbst 1957 von Walter Ulbricht gehaltenen *Sonneberger Rede* der ideologische Kurs verstärkt, durch die jene Veranstaltung zum „freiwilligen Zwang“ wurde. Dies bedeutete, dass die Anmeldung zur Jugendweihe zwar offiziell freiwillig blieb, jedoch bei einer Verweigerung der Teilnahme mit Repressionen zu rechnen war. Diese Benachteiligung begann mit dem ablehnenden Verhalten von manchen Lehrern und Schülern und konnte bis zu Nachteilen in der Berufs- und Studienwahl führen. Auch die Eltern waren aufgrund ihrer Entscheidung, ihr Kind nicht zur Jugendweihe zu schicken, in ihrem Lebensumfeld teils Schikanen ausgesetzt. Dieser freiwillige Zwang führte zu einer stetig steigenden Teilnahme von Jugendlichen, wohingegen die Zahl der sich Widersetzenden schwand. Schon bald nahm die Mehrheit der Jugendlichen an der Jugendweihe teil, bis 1989 erreichte man über 90 Prozent der Jugendlichen eines Jahrgangs.

Je intensiver die Konfrontation mit dem Staat wurde, desto vehementer vertraten die Kirchen eine Entweder-Oder-Haltung und forderten von den Jugendlichen wie auch

ihren Familien als Bekenntnis zum Glauben eine klare Entscheidung gegen die Jugendweihe. Wer dem nicht nachkam, musste von kirchlicher Seite mit Verboten rechnen. Jedoch unterschätzten die Kirchen in diesem Konflikt ihren schwindenden Einflusses auf die Familien, die oftmals lieber kirchliche Sanktionen in Kauf nahmen, als den eigenen Kindern die Zukunft in der (sozialistischen) Gesellschaft zu verbauen. Bis 1958 musste die evangelische Kirche neben ihrem spürbar sinkenden gesellschaftlichen Einfluss auch schmerzliche Verluste ihrer Mitgliederzahlen hinnehmen, sodass sie nach neuen Wegen einer Kirche im Sozialismus suchte. Als Lösung bot sich das Kommuniqué mit der Regierung der DDR an, in dessen Folge auch die Sanktionen für protestantische Jugendweiheteilnehmer verringert bzw. aufgehoben wurden. Intern verurteilten die katholischen Ordinarien in der DDR diese Haltung der evangelischen Bischöfe als Schwäche und entschieden sich nach vorausgegangenen Gutachten 1958 zu harten Sanktionen für katholische Jugendweiheteilnehmer. In einer Pastoralanweisung forderte man u.a. einen halbjährigen Ausschluss von der Kommunion. Erst nach dieser Frist war es möglich, wieder zu den Sakramenten zugelassen zu werden, indem man ein Protokoll vor dem Seelsorger und zwei Zeugen unterzeichnet, das die Glaubensverleugnung eingesteht und zur zukünftigen Treue verpflichtet. Ähnliches galt für die Eltern, die ihre Kinder zur Jugendweihe schickten.

Erst knapp zehn Jahre später, im Jahr 1967, wurde diese Regelung zugunsten der Familien aufgegeben: „Da aber gerade mit der Jugendweihe öfter Druck, Angst vor Nachteilen und zugleich mangelnde Einsicht in ihren atheistischen Grundgedanken verbunden ist“², wurden von den Ordinarien die bisherigen Sanktionen für davon betroffene Jugendliche aufgehoben und eine „geeignete Bewährung im Glaubensleben“³ gefordert. „Darunter verstehen wir [die Ordinarien] besondere vom Seelsorger festzulegende Zeichen, Dienste und Werke, in denen die ungebrochene Treue und Liebe zur Kirche

bezeugt wird.“⁴ Diese Haltung blieb bis zur politischen Wende und dem damit verbundenen Ende der „SED-Jugendweihe“ erhalten.

Die Jugendweihe als identitätsstiftendes Ritual vieler DDR-Familien

Während die katholische Kirche ihren Widerstand bis 1990 nicht aufgab, veränderte sich die Haltung der Mehrheit der DDR-Bevölkerung. Sie nahm im Laufe der Jahrzehnte die Jugendweihe immer stärker als eine Pflichtveranstaltung wahr, die erduldet werden musste, aber mit der auch Vorteile und „Werte“ verbunden waren, die bis heute von vielen als positiv eingeschätzt werden. Außerdem schien sie eine berufliche und gesellschaftliche Karriere zu ermöglichen; der Tag der Jugendweihe bot die Möglichkeit eines Familienfestes sowie für DDR-Bürger scheinbar unerreichbare Geschenke wie beispielsweise einen Westrecorder. Damit gab die Jugendweihe Anreize, die über Inhalte dieser Veranstaltung hinwegsehen bzw. sie dulddend in Kauf nehmen ließen.

Somit entkoppelte sich bereits vor der politischen Wende die Feier der Jugendweihe von der sozialistischen Ideologie, die die SED ausgab. Diese Loslösung entging auch nicht den Leitungsgremien, weshalb man zum Ende der 1980er Jahre noch eine Veränderung des Gelöbnisses und der Vorbereitungsstunden plante. Die Wende beendete diese Bemühungen.

Diese Lossagung von der Ideologie verbunden mit der Tradition eines Familienfestes sind entscheidende Gründe, warum die Jugendweihe auch nach der Wende einen solchen Erfolg verzeichnet und heute circa 40 Prozent eines Jahrgangs an der Jugendweihe teilnehmen. Seit über 20 Jahren stehen hinter dem Erfolg der Nach-Wende-Jugendweihe miteinander konkurrierende, private Vereine. Sie verstehen bis heute ihre Arbeit als einen Beitrag zu einer „humanistischen demokratischen säkularisierten Bil-

derung der Jugendlichen“⁵, lösten jedoch die neue Feier – bei gleichzeitiger Beibehaltung struktureller Ähnlichkeiten – ideologisch und organisatorisch vom Selbstverständnis der DDR-Jugendweihe ab. Damit blieb eine DDR-Spezifik erhalten, ohne inhaltlich an den Sozialismus und dessen Ideen gebunden zu sein. Zugleich wurde sie ein Topos bundesdeutscher Jugendfreizeit- und Konsumindustrie. So folgten verschiedene Reiseangebote den wöchentlichen Vorbereitungsstunden, außerdem förderten festlich gekleidete Jugendliche, umfangreiche Feiern im Anschluss der Weihe und großzügige Geschenke die Konjunktur. Schnell erkannten Anbieter dies als Marktnische und antworteten mit Reiseangeboten für Jugendweiheteilnehmer, Fachmessen für Jugendweihe und Ähnlichem. Bis heute hat sich dadurch ein spezifisch ostdeutscher kommerzieller Stil der Familienfeier herausgebildet.

Außerdem darf nicht unterschätzt werden, dass die Jugendweihe zur Familientradition geworden ist, die inzwischen von bis zu drei Generationen wahrgenommen wurde. Für viele Familien ist diese Feier ein festes Ritual, auch wenn es den Initiationscharakter und die Bedeutung einer Weihe für den Sozialismus verloren hat.

Jugendweihe als Anker einer vom Umbruch betroffenen Gesellschaft

Den entscheidenden Grund für den raschen Erfolg der Jugendweihe stellt die besondere Problematik des ostdeutschen Transformationsprozesses nach der Wende dar. Denn eigene kulturelle Traditionen und soziale Identitäten galten als verloren, der Umbruch wurde vielfach als krisenhafter Prozess wahrgenommen. Ersetzt wurde dies gleichzeitig durch eine Individualisierungswelle, mit der anfangs nur schwer umgegangen werden konnte. Der wirtschaftliche Zusammenbruch und die darauf folgenden sozialen und gesellschaftlichen Probleme förderten außerdem das Abgrenzungsverhalten vieler Ostdeutscher, wofür der Ostalgie-Trend Ende

der neunziger Jahre ein weiteres Zeichen war. Die Jugendweihe bot und bietet bei gleichzeitiger historischer Verklärung einen Raum für von Verunsicherung und Desorientierung geprägte Menschen und hilft damit, eine positive – schon verloren geglaubte – DDR-Identität zu konstruieren. „Rituale gewinnen in Zeiten der Desorientierung und Unwägbarkeiten sinngebende Relevanz, vor allem, wenn sich das Ritenmonopol der traditionellen Instanzen (Kirchen) aufgelöst hat“⁶, schlussfolgert Erhart Neubert. So war die Jugendweihe auch ein Mechanismus der DDR-Familien, um den „Übergang in die Welt der pluralistischen und kommerzialisierten Jugendkulturen [...] der Bundesrepublik“⁷ zu erleichtern.

Die Frage nach der Hoffnung offen halten

Ob das ritualisierte Jugendbildungskonzept der Jugendweihe die kommenden Jahrzehnte angesichts der gesellschaftlichen Modernisierungs- und Pluralisierungsprozesse überleben wird, darf fraglich bleiben. Vermutlich kommen die Anbieter nicht umhin, sich stärker inhaltlich zu profilieren, weil mit den wegfallenden DDR-Erinnerungen auch die tradierte Spezifik dieses Festes verloren geht. Bis dahin aber bleibt die Jugendweihe eine Herausforderung für die Kirchen und ihre Sinnangebote. Die vom Erfurter Weihbischof Reinhard Hauke initiierte Lebenswendefeier für Jugendliche im Alter der Jugendweihe ist ein Ansatz, um stets bereit zu sein, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15f).

Anmerkungen:

¹ W. Ulbricht an die 1. Sekretäre der Bezirks- und Kreisleitungen der SED, zit. n. ALBRECHT DÖHNERT:

Jugendweihe zwischen Familie, Politik und Religion (Arbeiten zur praktischen Theologie 19). Leipzig 2000, 125.

² Zit. n. LANGE: *Katholische Kirche - Sozialistischer Staat DDR, Dokumente und öffentliche Äußerungen 1945-1990*. Leipzig 1992, 225.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

⁵ HANS-JÜRGEN VON WENSIERSKI: *Die Jugendweihe - Standardisierung und Ritualisierung der Jugendphase in der sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaft*, in: Hartmut M. Griese (Hrsg.): *Übergangsrituale im Jugendalter. Jugendweihe, Konfirmation, Firmung und Alternativen. Positionen und Perspektiven am „runden Tisch“*. Münster 2000, 78.

⁶ Vgl. HARTMUT M. GRIESE: Vorwort, in: a. a. O., 17.

⁷ HANS-JÜRGEN VON WENSIERSKI: *Die Jugendweihe*, 78.

Literaturdienst

Hieronymus Horn: Anfänge, die Geschichte schreiben. Das Buch Genesis (1-11) neu übersetzt und kommentiert. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 2013, 159 S., 18,90 €

Sonst bin ich bei solchen Kommentaren immer recht kritisch oder sogar lesefaul, weil ich die wenig aussagekräftigen Wortklaubereien nicht mag und mir nicht antun möchte. Dieses Buch ist ganz anders. Ich lese und lese und lese. Wie sehr mich das anspricht, merke ich daran, dass ich mir ganz Vieles anstreiche, Bemerkungen dazu schreibe etc. Das mache ich in Büchern nur ganz selten; nur, wenn es mich so besonders fesselt.

Ausgesprochen gut gefallen mir - neben allem gut verständlichen exegetischen Inhalt (z. B.: „Frau und Mann sind ... der ‚zweieinige‘ Mensch, aus dem die Menschheit besteht“ [S. 62] - die weisen aktuellen Bezüge. Die wunderschöne Art, wie der Autor beschreibt, wie sehr Gott den Menschen zugewandt ist. (Z. B.: „Und Gott blies in seine Nase den Lebensatem.“ Gott musste sich dazu dem ihm zugewendeten Menschen zuwenden, um ihn beatmen zu können. Diese ‚Zuwendung‘ und Beziehung Gottes zum Menschen bezeichnet die biblische Sprache als ‚Leben‘. Das ist Leben im eigentlichen Sinn...“ [S. 55f]). Das ist eine so kostbare Theologie! Die Ur-Geschichten unseres Glaubens, so verstanden, dass sie immer wieder neu geschehen.

Mir gefällt das Buch außerordentlich gut. Ich finde vieles darin, was ich selber so sehe, aber es ist viel treffender ausgedrückt, als ich es sonst kenne oder selber formulieren könnte. Und etliche neue Gedanken lese ich sehr gerne. Manches möchte man weiter diskutieren.

Klug sind Wissenschaftlichkeit, Glaube und Frömmigkeit im Zusammenhang gesehen. Es ist wohl aus Liebe zu Gott und den Menschen geschrieben. Mit feinem Humor und mit einem kritischen Blick auf die aktuelle Geschichte (z. B.: „An der Stadt und dem Turm Babels wird auf vielfältige Weise immer noch weiter gebaut. Aber Gott wird, das besagt die biblische Geschichte -Gen 11 - keine Weltherrschaft Einzelner oder Weniger dulden... Jede Sprache ist Ausdruck einer Kultur. Und Gott möchte die Vielfalt der Kulturen vor einer weltweiten vereinheitlichenden ‚Monokultur‘ schützen“ [S. 159]).

Dem Buch wäre m. E. eine vielfache, gute Wirkung zu wünschen! Ich bin sicher, dass Etliches aus dem Buch in meinen Predigten anklingen wird und mich in der Seelsorge bestärkt.

Bernward Granel

Unter uns

Weg Warte XIV.2

Wir haben uns angenehm eingerichtet
im sonntäglichen Brauchtum
der biblischen Geschichten.

Ihre Auslegungen in den Predigten
sind meist erbaulich.
Sie tun uns nicht weh.

Windhauch, Windhauch.
Alles ist Windhauch.

Ich schmecke Wüstensand
in diesem Wind,
schneidend,
brennend
auf meiner Haut.

In ihm wirkt diese Weite,
diese Leere ohne Hauspunkte;

radikal ausgesetzt
der Verjagtheit,
der nichtenden Vergänglichkeit.

Sinn scheint hier abwesend,
wenn wir auf uns allein
gestellt sind.

Und dann die biblische Einladung:

Gott holt das Verjagte wieder ein.

Gerhard Mevissen

aus: Ders., Zeitheftungen - Buchorte
(Veröffentlichungen der Erzbischöflichen
Diözesan- und Dombibliothek, Sonderreihe Band 4).
Köln 2010, S. 308.

Kindermund I

In der Babyklappe der St. Anna-Klinik war wieder ein Säugling abgelegt worden. Das Mädchen muss weiter beobachtet und untersucht werden. Weil ja keine Angehörigen das Kind besuchen, fährt die Ordensschwester der Krankenhauseelsorge vormittags die Kleine im Kinderwagen spazieren. Als sie an einem Kindergarten vorbeikommt, ruft ihr ein Junge zu: „Hast du eine Tochter bekommen?“

Msr. Michael Haupt, Wuppertal

Kindermund II

Schulgottesdienst 3. Schuljahr. Thema: Der Altar als Grab. (vorher: der Altar als Tisch des Abendmahles, als Opferstein etc). Ich hatte den Kindern erzählt, dass Gebeine der Martyrer(innen) in Altären beigesetzt werden; auch hier im Altar sind sie in einem Kästchen im Altar eingemauert. Aber von wem? „Von einer wichtigen Frau in Köln, der Schutzpatronin der Stadt (Ursula). Vielleicht habt ihr von der schon mal gehört?“ Ein Junge spontan: „Von der Kanzlerin Angela Merkel? ...“

Pfr. Günther Liewerscheidt, Brühl

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E